

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE-UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

6. Jahrgang — Heft 5 Preis 10 Pfg.

Juni 1956

Verlagsort Frankfurt a. M.

Goldenes Kalb im Fegefeuer

Erfahrene Weltbürger und auch Professoren machen sich gern das Vergnügen, auf publizistische Beiträge junger Studenten zum Weltgeschehen einen eiskalten Strahl Wasser zu richten, der sekundenschnell den journalistischen Schaum der Kommilitonen als häßliche Seifenlauge in der politischen Gosse vergurgeln läßt. Diese Roßkur ist grimmig und abkühlend genug, den „kommenden Männern“ der Weltpolitik — soweit sie sich überhaupt im Blätterwald der Presse vollzieht — die Hoffnung zu nehmen, Vollstrecker des publizistischen Weltgeistes zu sein. Gestand Hegel seinen „Geschäftsführern“ der Weltpolitik zu, wenigstens doch noch einiges an Geschäften zu vollziehen, ehe sie auf dem Schuttberg der Historie landeten, finden sich in unserem ungleich bedrückenderen Falle die Himmelsstürmer gleich schon zu Beginn im tiefsten Abgrund. Kehren wir also zur Erde zurück, nachdem die kalte Dusche des Weltbürgers ganze Arbeit geleistet hat. Ist es ihrer Abschreckung gelungen, das gewaltige Pathos weltgeschichtlicher Bedeutung ein wenig von unseren Beiträgen zu nehmen, so wollen wir froh sein. Der andere Endpunkt liegt bei denen, die a priori jegliche politische Meinungsäußerung aus unseren Reihen kindischer Narretei — wenn nicht Schlimmerem — gleichsetzen. Zwischen beiden Extremen führt ein schmaler Grat hindurch, den wir jetzt zu beschreiten versuchen.

Kurz bevor wir diese Betrachtungen zu schreiben hatten, lasen wir in dem jetzt von Professor Schmid herausgegebenen Fischerband „Machiavelli“. Wie von selbst drängte sich uns aus den aphoristischen Notizen des Florentiners jener Abschnitt auf:

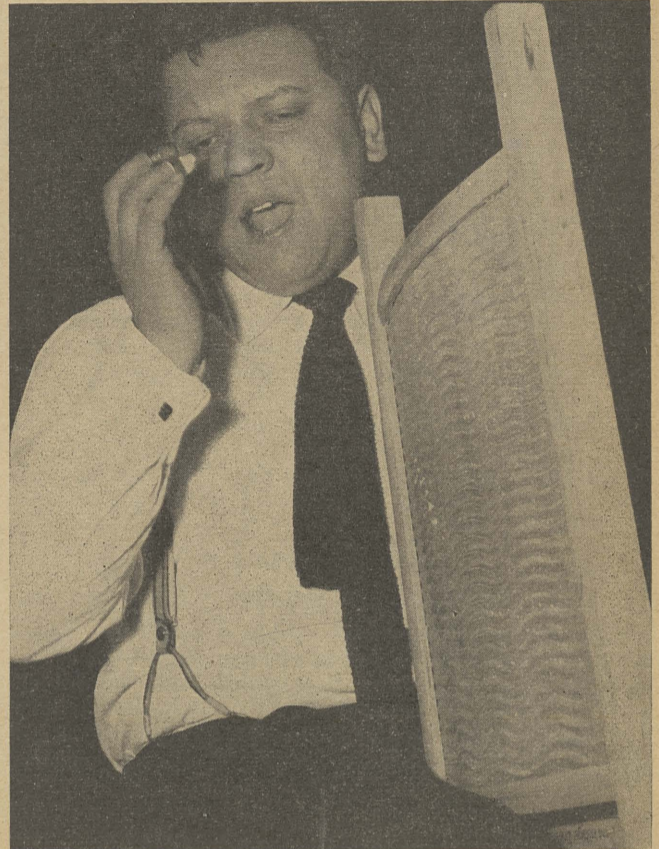
„Daß wir uns in unserem Tun nicht zu ändern vermögen, hat zwei Ursachen. Die erste ist, daß wir uns dem nicht entgegenstellen können, wozu unsere Natur uns hinneigen läßt. Die zweite ist, daß es unmöglich ist, einen Mann, der mit einer bestimmten Verfahrensweise Erfolg gehabt hat, davon zu überzeugen, daß er gut daran tun könnte, nun ein anderes Verfahren aufzunehmen. Daher kommt es, daß das Wechselglück in einem Manne umschlägt; denn es vermag die Zeiten zu ändern, der Mensch aber ändert seine Art nicht.“

Solange dieses Wort im geschichtlichen Raum Machiavellis stehenbleibt, liest es sich leicht. Im brennendsten Sinne aktuell aber wird es, wenn wir es in die Tagespolitik übertragen. Sehr kluge Zeitgenossen werden dabei an den Bundeskanzler denken und lächeln. Damit ist freilich nichts getan. Gerade hier ist aber nach unserer Ansicht eine Aufgabe für die Universität, den Prozeß des politischen Geschehens, der unendlich weiter und vielfältiger ist, als daß er sich lange in den Vorstellungen eines einzelnen zusammenraffen und festhalten ließe, ständig neu zu untersuchen und zu analysieren. Dabei ist es in gleicher Weise schädlich, Verdienste eines einzelnen künstlich zu schmälern oder zu erhöhen. Beides ist — nicht nur mit dem Bundeskanzler — geschehen. Uns kann es aber nicht darauf ankommen, zu verfluchen oder anzugötzen, wenn wir nun zu einer Betrachtung zwischen Ost und West übergehen, wie sie sich aus den jüngsten Konstellationen ergibt.

Folgendes wurde berichtet: Bei den Abrüstungsverhandlungen in London kam es auf der amerikanischen Seite zu einer erheblichen Aufregung. Sie erfuhr nämlich gerüchtweise von angeblichen Zugeständnissen Moskaus, die weit über das Maß an Entgegenkommen hinausgehen sollten, das die Angelsachsen von Übersee eingeplant hatten. Uns bleibt zu schreiben, daß sich „zum Glück“ beide Seiten doch einiger waren und sich nicht so weit entgegenkamen. Wir führen dies nur als möglichen Fall von Überzeugung an, die den Argumenten des Gegenübers keine blanken Gegenargumente anbietet, sondern seine Denkmittel benutzt, um zu fragen, ob die Gegenseite ihren eigenen Denkbedingungen gerecht wird. (Was peinlich für die Kommission aus den USA hätte werden können. Umgekehrt gilt das gleiche). Dieser Fall von Überzeugung ist aber unseres Wissens weder von der hohen Politik noch sonst von der westdeutschen Seite gegenüber ostdeutschen Argumentationen benutzt worden. Das mag seine Ursache darin haben, daß wir neben der Ungezwungenheit unseres politischen Lebens, wie es sich im Kräftespiel der verschiedenen Strömungen spiegelt, genügend am goldenen Kalb zu schleppen haben, dessen Gewicht den Geist einer straffen, geschlossenen Lehre erdrückt. Indem der Osten eine solche besitzt, werden die geistigen Auseinandersetzungen mit ihm unbehaglich. In Diskussionen mit Funktionären aus Mitteldeutschland erlebt man dann auch immer wieder den Ansturm jener geschlossenen Ideologie, deren bedauerlicher Schönheitsfehler es ist, daß sie uns den Schwarzen Peter des gezwungenen Seins zudiskutieren will. Und was vermag ein starker Geist nicht alles! Dennoch bleibt es paradox, daß die Größe der geschichtlichen Konzeption von Hegel und Marx einschließlich des revolutionären Schwungs von Lenin aus ihrem Höhenflug dreißig Jahre lang in die blutigen Wüsten und Schrecknisse des posthum verdammten Generalissimus tauchte, dessen Byzantinismus — hier als Kategorie des Bewußtseins und geschichtliches Phänomen — alle

Lehren vom Vorrang des Seins überspielte. So erwies sich der Prozeß der Geschichte unendlich gewaltiger, als daß er sich in ein System — auch wie das des Ostens es ist — bannen ließ. Wer will sagen, wohin der neue Weg geht. Die glatte Rückkehr zu Lenin wird doch stets durch die Vermittlung der nachfolgenden Periode laufen, die eben von Stalin bestimmt wurde. Gleich, ob er jetzt im Mausoleum oder daneben liegt.

Unabhängig davon ist es vom westlichen Standpunkt aus vor-eilig, mit der aufreizenden Überheblichkeit des reichen Mannes, der mit dem goldenen Kalb in der Tasche — bildlich gesprochen — eine verschwommene „Transzendenz“ anhimmelt, alle Argumente des Gegenübers unter die Bedingung der Lächerlichkeit zu stellen und nicht für voll zu nehmen. Unserer Ansicht nach hat es die östliche Ideologie viel schwerer, wenn wir ihr mit Vernunft begegnen, in ihren Begriffen mitdenken und sie auf den Wahrheitsanspruch ihrer Sätze festlegen. Solange ihre Sätze nur als Dogmen im Raum der Argumente stehen, sind sie noch leer. Wir müssen sie uns ausweisen lassen und zugleich den Mut haben, die Wahrheiten in ihnen zu sehen und als solche auch für uns verbindlich zu machen. Erst so werden wir der Vielfalt der Phänomene gerecht, von denen auch der Osten einen Teil der Wahrheit hat. Es ist ebenso falsch, ihm den Anspruch auf Wahrheit völlig zu verweigern, wie ihn bedingungslos anzuerkennen. Erst das ist wahrhaft philosophieren, beiden Seiten mit aller Schärfe auf den Grund zu gehen. Dort werden sie sich dann als zwei Aspekte eines Problems erweisen, das es im Gegensatz gemeinsam zu lösen gilt. Doch der Westen neigt leicht zum „Bewußtsein des goldenen Kalbes“, das mitleidig — wenn auch ideologisch leicht angestoßen — auf den armen Schlucker aus dem Osten sieht, der das Messer zückt, um es zu schlachten. Und so schlägt es aus — aber in den Wind, statt mitzudenken. Nichts ist jedoch gefährlicher für den möglichen Widersacher, als mit seinen Begriffen zu arbeiten. Wir sollten uns nicht scheuen, das Kalb in uns aufzuschrecken und es selber einem reinigenden Fegefeuer zu unterziehen, auf daß es wie ein Phönix aus der Asche unserer bisher asthmatischen Argumentation emporsteige. In der Hoffnung, daß sich auch jenseits der Elbe und Weichsel



Nur der Geist beseelt das Instrument
(siehe letzte Seite)

eine Art Inkarnation der politischen Vernunft vollzogen hat, ließe es sich dann wahrlich etwas sicherer, wenn auch kaum ruhiger auf unserem Planeten leben. Für den Westen käme es darauf an, selbst am Zug zu bleiben und nicht nur auf die Schachzüge der verschärften wirtschaftlichen Konkurrenz einzugehen, sondern
(Fortsetzung Seite 2)

Junger deutscher Reigen

Im Frühjahr des vergangenen Jahres haben sich, von der Öffentlichkeit wenig beachtet, eine Anzahl von Jugendverbänden, die sich selbst als „National“ bezeichnen und in Wahrheit als faschistisch gelten müssen, in Köln zu einem Kongreß versammelt und den „Kameradschaftsring Nationaler Jugend“ (KNJ) gegründet. Es handelt sich dabei um den „Jugendbund Adler“, die „Wiking-Jugend“, den „Bund heimattreuer Jugend“ in Wien, den „Bund für Deutschlands Erneuerung“, den „Jungsturm Hannover“, den „Stamm Hohenstaufen“, den „Gau Ferdinand v. Schill“, die „Reichsjugend“, den „Nationalen Studentenbund“ und die „Flämische Soziale Bewegung“. Außerdem haben — laut Protokoll — die „Deutsche Reichsjugend“, der „Jungdeutschlandbund“, der „Deutsche Pfadfinderbund 1911“, der „DRP-Jugendausschuß“, das „Jugendkorps Scharnhorst“, die „Jugendverbindungsstelle Aachen“ und der „Jungsturm Zitzmann“ an dem Kölner Kongreß teilgenommen. — Im Herbst des vergangenen Jahres erhielten verschiedene demokratische Jugendorganisationen aus dem „Organisationsamt der Reichsjugendführung“ in Oberhausen eine vom ehemaligen HJ-Rhombus mit der Wolfsangel gezielte Einladung zum „Reichsjugendkongreß 1955“, in der Referate „Reichsjugend ist Kampfjugend“ und „Das Reich — Kolonie oder Vaterland“, eine „Morgenfeier am Nationaldenkmal am Niederwald“, eine Feierstunde mit der Verleihung des Reichsjugend-Abzeichens und anderes mehr angekündigt wurden. Dieser Kongreß wurde indessen — wegen Haus-suchungen bei seinen Initiatoren — abgesagt.

Das sind nur zwei Beispiele für die pompöse Geschäftigkeit, die von denjenigen, die nichts vergessen und nichts dazugelernt haben, hierzulande nicht nur in der Jugendarbeit wieder entfaltet wird, ohne daß man sie sonderlich beachtete oder ihr — von Ausnahmen abgesehen — entgegenträte. Denn schon die disparate Vielfalt jener Stämme, Gaue, Bünde und Bewegungen, die sich in ihren Namen oftmals nur durch den einen oder anderen Zusatz voneinander unterscheiden, bringt manchen zu der Meinung, es handele sich allein um Splittergruppen, die sich stets aufs Neue teilen und in anderer Konstellation wieder zusammenfänden, und deren lauter Trommelschlag nur der Ausdruck ihrer Schwäche sei. Das ist der Sache nach richtig. In der Tat läßt sich der Kreis derer, die zu Kongressen rufen und Lagebesprechungen abhalten, die heute bei der Reichsjugend mitmarschieren und morgen den Stamm Hohenstaufen anführen, übersehen und auf verhältnismäßig wenige beschränken. Das

Ausmaß ihrer Geschäftigkeit steht in keinem Verhältnis zu dem Grade ihrer Bedeutung.

Vor allem aber ist die Meinung nicht selten, daß gerade das eindeutig neo-nazistische oder faschistische Gebaren, das diese Gruppen an den Tag legen, sie am Erfolg verhindere und, der Erfahrung aus den Jahren der braunen Diktatur eingedenk, dem öffentlichen Gelächter preisgegeben werde.

Für diese Meinung liegen die Beweise auf der Hand. Die Namen der Leute, die sich heute in Kameradschaftsringen und anderem zusammenfinden, sind denen, die sich an die Führer der ehemaligen Hitlerjugend und ihrer verschiedenen Formationen zu erinnern vermögen, oftmals nicht unbekannt. Überhaupt ist das, was sich gegenwärtig als neo-nazistische oder faschistische Jugendarbeit bezeichnen ließe, bislang eine Sache der Älteren und nicht der Jüngeren. Es gibt kaum ein Anführer, der Anspruch darauf erheben könnte, selber noch jugendlich genannt zu werden. Angehörige der Generation, die 1945 noch im ersten Pimpfenalter stand, finden sich selten unter denen, die den Ton angeben, den Inhalt der Arbeit bestimmen und die Seiten der verschiedenen Mitteilungsblätter füllen.

Entsprechend ist es mit dem Verhältnis zwischen den gleichsinnigen Verbänden der Erwachsenen und diesen Jugendgruppen bestellt, das vom wohlwollenden Patronat bis zur aktiven Unterstützung reicht, sofern sich die Erwachsenenverbände nicht überhaupt eigene Jugendorganisationen zugelegt haben. Die „Deutsche Jungkameradschaft“ in Lüneburg oder die Reichsjugend etwa lassen sich auf die ehemalige Sozialistische Reichspartei (SRP), die „Deutsche Jugend im VdS“ und die „Marine-Jugend“, die im vergangenen Jahr beim Wilhelmshavener „Skagerrak-Treffen“ mit mehreren hundert uniformierten Marine-Pimpfen auftrat, auf den „Verband Deutscher Soldaten“ (VdS) zurückführen. Das erste Dutzend „Scharnhorst-Jugend“ versammelte sich im Juni 1955 vor der Goslarer Kaiserpfalz anlässlich des Stahlhelm-Bundestreffens. Knapp ein halbes Jahr später marschierten zur Scharnhorst-Gedenkfeier in Bordenau am Steinhuder Meer bereits 200 Jungen mit einem kompletten Spielmansszug auf.

Spielmansszüge, Fahnen, Uniformen, Ehrenschilder, Abzeichen und Fangschnüre aber sind nur äußerliche Zeichen dessen, worauf sich alle Bemühungen und Hoffnungen richten. Nirgends

(Fortsetzung Seite 6)

Goldenes Kalb im Fegefeuer

(Fortsetzung von Seite 1)

auch den nächsten Zug zu bestimmen mit einer beweglicheren Argumentation auch in ideologischer Hinsicht. Ansätze sind vorhanden. An den Rändern der Machtblöcke zögernder als im Zentrum des Gefüges. Doch die Geschichte ist im Fluß. Wie sagt Shakespeare im „Julius Caesar“?

*„Wir auf dem Gipfel stehn schon an der Neige.
Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt.
Nimmt man die Flut wahr,
Führet sie zum Glück.
Versäumt man sie,
So muß die ganze Reise
Des Lebens sich durch Not und Klippen winden.“*

Völkern und ihren Lenkern geht es ähnlich. Nichts aber ist schwerer für einen Staatsmann, als die Flut wahrzunehmen. Vielleicht mag die von uns für die Bundesrepublik gewünschte Aktivität, die mit in die Argumentation des Gegenübers eintaucht, zu riskant, zu gewollt erscheinen. Beide Seiten hätten das Risiko zu tragen. Oder ist es die Furcht, von der geschlossenen Konzeption des Ostens überrannt zu werden? Dann käme es zu der grotesken Situation, daß der materiell fundierte Westen vom Bewußtseinsinhalt des wirtschaftlich schwächeren Ostens entgegen dessen eigener dialektisch-materialistischer Ideologie überrannt würde. (Wobei zu berücksichtigen ist, daß der Materiebegriff des Ostens auf seiner wirklichen Höhe durch Bewußtseinsinhalte — wie der Arbeit — mitbestimmt ist). Genug der Spekulation! Der Weg der Geschichte vollzieht sich nicht nach begrifflichen Leitschemen. Und eine Übereinstimmung vollzieht sich nicht im Sinn einer mathematischen Addition oder in der Aufhebung des einen der beiden Teile. Auf der Großen Ebene beginnt sich die Überstimmung anzubahnen. Seit dem atomaren Kräfteausgleich während des Korea- und Indochinakrieges steht die Politik der großen Zwei ohnehin praktisch auf dem schmalen Grat nach unten oder oben, womit sie sich patt setzt. Aus dem Patt — dem Zwangsschluß des Schachspiels ohne Entscheidung — scheint sich nun ein umfassendes Übereinkommen anzubahnen, das die Gegensätze auf eine andere Ebene hebt. Die letzte Station ist dabei zur Zeit der von Präsident Eisenhower persönlich genehmigte Moskauer Flug von General Twinings, dem wahrscheinlich die gegenseitigen Besuche jeweils des amerikanischen und sowjetischen Verteidigungsministers, Wilson und Schukow, folgen werden.

Akademischer Phönix?

oder des goldenen Kalbes 2. Teil

Wenn also zum Problem stand, welche Konsequenzen aus der gegenwärtigen politischen Konstellation zu ziehen sind, so galt unser Postulat der schöpferischen Beweglichkeit zunächst allgemeinverbindlich, jedoch auch mit Einschluß der Universität als Körperschaft der Gesellschaft. Denn die Bewegungen der geistigen Auseinandersetzungen, von denen wir sprachen, vollziehen sich nicht im leeren Raum, sondern wir alle als einzelne sind gemeinsam zur Anstrengung des Problems aufgerufen. Dafür würden wir uns die Universität — Professoren wie Studenten — gern als streitbaren Stoßtrupp der Vernunft oder als Hecht im trüben Karpfenteich wünschen. Uns wird jedoch angst. Denn unser Zeitalter hat es hüben und drüben fertiggebracht, die Revolution zu institutionalisieren. Damit ist sie unter den Hammer gekommen. Die westlichen Philister tragen Bärchen und geben sich expressionistisch. Die östlichen spielen den lizenzierten Berufsrevolutionär. Staatspolitisch gesehen die beste Verdrängung des revolutionären Ferments! Alles kann man sich von ihnen vorstellen, nur nicht, daß sie Revolutionäre sind. Schon das Wort allein klingt heute lächerlich. Von den Kommilitoninnen politische Leidenschaften zu erwarten, hieße mit Recht sie überfordern. Man sollte sich aber ruhig einmal überlegen, in welcher Weise die Anwesenheit von Frauen auf der alma mater für die Tätigkeit des „Universitäts-Hechtes“ im ganzen der Gesellschaft zu nutzen wäre. Ein neues Moment der Überzeugung käme ins Spiel. Und auch um die Studentenparlamentäre wäre es sicher weit besser bestellt, wenn mehr weibliche Vertreter darin wären. Den Professoren kann man nach den Erfahrungen ihres Lebens nicht übel nehmen, wenn sie das heiße Eisen mit spitzen Fingern berühren; dennoch wäre es gut, wenn auch sie ein wenig mehr aus der unverbindlichen Konversation besonders in politischen Fragen herausgingen. Was wir von den Verbindungen an politischer Weisheit hören, ist auch nicht gerade erschütternd und reicht nicht, um ihnen vielleicht den corpore mystico der alma mater wieder anzuvertrauen, den sie einstmals repräsentiert haben mögen. So bleibt die Vorstellung von der Universität als streitbarer und souveräner Gruppe im Gefüge der Gesellschaft ein schöner Traum.

Worauf kommt es jedoch nun vor allem für die Universität an? Zunächst den Weg aus der eitlen Selbstgefälligkeit zu finden, in die wir alle gern geraten. Es könnte sonst sein, daß wir den Anforderungen, die auch aus dem Osten an uns gestellt werden könnten, nicht gewachsen wären. Dem Vorstand des Verbandes Deutscher Studentenschaften wäre zu empfehlen, seine Sonder-sitzungen so lange nicht in den Alpen (Berchtesgaden) und an der Ostsee (Grömitz) abzuhalten, als wir noch Kommilitonen kennen, die sich mehr oder weniger durchs Studium schleppen, weil ihr Vater nicht viel mehr als 250 DM verdient. Und es sind nicht die schlechtesten Kollegen! Die Aufgaben liegen vor der Tür. Die großen Konzeptionen nützen gar nichts, wenn nicht die kleinen Schritte zu ihnen hinführen. Über den letzten kritischen Bemerkungen wollen wir nicht die Vorzüge vergessen, die uns das FORUM so gern wegdiskutiert. Solange es sich darin erschöpft, alle unsere Kommilitoninnen als potentielle Dirnen anzusehen, die als Kunststudentinnen von München nach Hamburg auf die Reeperbahn fahren, „um am nächsten Morgen 20 DM zu haben“ (für Sicherung des Lebensunterhalts und Studiums), macht es sich lächerlich. In der gleichen Juniausgabe finden wir die Leserzuschrift von 24 Freunden der Arbeiter und Bauern-fakultät „Friedrich Engels“ (BG 6) an der Humboldt-Universität, in der unter anderem steht: „Unsere Arbeitsgruppe hat sich nach einer vorangegangenen Diskussion entschlossen, den betreffenden Stellen in Westdeutschland (gemeint sind hier die „Kontaktstellen“ des Gesamtdeutschen Ministeriums, wie das FORUM

(Fortsetzung Seite 6)

Man sagt in Bonn . . .

War die Erhöhung des Diskontsatzes notwendig? — Über diese Frage streiten sich in Bonn die Experten, und das sind nicht sehr viele. Die anderen aber machen sich Gedanken, wie man die unerfreulichen Begleiterscheinungen der Konjunkturdebatte, das nicht sehr begründete Geschimpfe von Fachleuten und Nichtfachleuten, die unsachliche Atmosphäre der Auseinandersetzung, wenigstens für die Zukunft beseitigen kann. Leider ist niemandem bisher etwas besseres eingefallen, als die alte Idee eines Bundeswirtschaftsrates auszugraben. In einem Wirtschaftsrat könnten und müßten die Beteiligten miteinander sachlich diskutieren. Das sieht sehr vernünftig und verlockend aus. Nur sollten uns die Erfahrungen mit dem Reichswirtschaftsrat aus der Zeit nach 1919 bedenklich stimmen. Er bestand zwar nominell bis 1934, hatte aber schon 1924 praktisch aufgehört zu existieren. Und das wird ja wohl einen Grund gehabt haben. Die einen sagen, weil die Mitglieder des Wirtschaftsrates nicht vom Volk gewählt, sondern von den Interessentengruppen delegiert wurden, hörte der Streit zwischen den Interessentengruppen um die Anzahl der ihnen zustehenden Sitze nie auf. Dieser Streit aber lähmte die Autorität des Rates. Die anderen meinen, ein Parlament, daß nur Empfehlungen geben könne, aber keine Entscheidungsbefugnis habe, kann gar kein Verantwortungsbewußtsein entwickeln. Außerdem wür-

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE

SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

den die besten Leute fernbleiben, sobald ihnen klar sei, daß sie zwar reden dürften, daß aber ihre wirtschaftlichen Empfehlungen vom wirklichen Parlament aus politischen Gründen beiseite geschoben würden. Ein Wirtschaftsrat aber kann nur beratende, nie aber entscheidende Funktionen haben.

Der zweite Streit, der Bonn bewegt, ist die Konkordatsklage der Bundesregierung gegen das Land Niedersachsen. Dabei geht es primär um die Frage, ob das Reichskonkordat von 1933 noch gültig ist. Auch hier streiten sich die Experten

mit Argumenten, die nicht jedem einleuchten. Die anderen aber fragen sich, ob diese Klage notwendig war. Wenn nämlich das Bundesverfassungsgericht die Gültigkeit des Konkordats verneint, dann gibt es Ärger mit dem Vatikan, der sich darauf berufen wird, daß ein deutsches Gericht nicht eine Entscheidung fällen kann, die auch für den Vatikan verbindlich ist. Andererseits wäre dann die bisherige Stellung des Vatikans gegenüber Polen sehr erschwert, denn gerade unter Hinweis auf das Konkordat weigerte sich der Vatikan beharrlich die — auch nach seiner Auffassung noch immer deutschen — Bistümer Breslau und Frauenburg (Ostpreußen) als polnische Kirchenprovinzen mit polnischen Bischöfen zu besetzen. Bejaht aber das Bundesverfassungsgericht die Gültigkeit des Konkordats, dann gibt es unweigerlich Streit in einigen Bundesländern, die nach 1945 Schulgesetze verabschiedet haben, die sich schwerlich mit dem Konkordat vereinbaren lassen (z. B. Bremen, Hessen, Baden-Württemberg).

Und dann spricht man in Bonn über Tito. Eigentlich ist ja niemand verwundert über die Schwenkung Titos in der Deutschlandfrage, denn sie zeichnete sich schon vor einem Jahr deutlich ab. Dennoch ist man etwas enttäuscht, daß Tito, der noch vor zwei Jahren freie gesamtdeutsche Wahlen als einzige Lösung der deutschen Frage empfahl, sich nun plötzlich völlig den sowjetischen Standpunkt zu eigen gemacht hat und Kontakte zwischen Bonn und Pankow anpreist. Von Titos Position her ist das sehr verständlich. Tito ist und war immer ein Kommunist. Die Tatsache, daß 1948 sein Wirkungsfeld auf Jugoslawien beschränkt wurde, hat ihn sicher nie beglückt. Nun hat er wieder die Chance, ein bedeutender (und warum nicht der bedeutende) Mann im Gesamtbereich des Kommunismus zu werden. Was also sollte ihn daran hindern, mit den Sowjets — gleichberechtigt — gemeinsame Sache zu machen? — Das ist für uns Deutsche zwar eine Erklärung, kann uns aber kaum erfreuen. Die alte Frage „Was können wir Deutsche tun?“ ist noch immer nicht gelöst — und sie ist brennender geworden, weil wir einen Bundesgenossen verloren haben. Brennender als je zuvor, weil Chruschtschew nun sogar zu einem neutralisierten Deutschland „njet“ gesagt hat.

Bruno

. . . und in Deutschlands Hauptstadt

Rund fünf Wochen ist es her, da äußerte ein Berliner Journalist, die Erfahrungen einer Reise durch die Bundesrepublik zusammenfassend: „Wer heute dort für die Wiedervereinigung eintritt, kommt sich vor wie ein Wüstenheiliger, der den Leuten Heuschrecken und wilden Honig anbietet, wo alle Welt ein Filetsteak doch viel besser findet. Ich sage es jedem, der es hören will: der kommt sich vor wie ein — Idiot.“

Die starken Bedenken, die der Wiedergabe dieser Äußerung im vorangegangenen Bericht entgegenstanden, sind heute nicht mehr gegeben. Denn inzwischen sind vier Wochen vergangen. Vier Wochen, in denen endlich in Fluß gekommen scheint, was sich über Jahre hin so verzweifelt zähflüssig gebärdet hatte.

Die starren Fronten lösen sich auf — vielleicht ist das der folgenreichste Eindruck, den die kürzlich abgehaltene Bundestagsdebatte über die Wiedervereinigung hinterlassen hat. Und vielleicht wird deshalb diese Debatte einmal als ein wichtiger Wendepunkt betrachtet werden, so kläglich und bestürzend auch war, daß nach zweieinhalb Stunden nur noch ein Viertel aller Abgeordneten die Bereitschaft demonstrierte, sich über das Schicksal „unserer Brüder in der Zone“ informieren zu lassen.

Wir wollen hier darüber so wenig sprechen wie die Berliner Tageszeitungen, die sämtlich taktvoll genug waren, mit Rücksicht auf die möglichen Leser aus der Zone diesen Aspekt der Debatte ganz zu verschweigen. Wir meinen, endlich einmal einigen Grund zu einer kleinen optimistischen Regung zu haben, und dieses Gefühl sollen uns nicht einmal die paar hundert Abgeordnete vermiesen, die während der Bundestagsdebatte den Plenarsaal verließen.

Wenn der Schein nicht trügt, ist endlich Unruhe und Bewegung da. Wenn der Schein nicht trügt, erhält die Frage der Wiedervereinigung endlich jene realistischere Grundlage, die sie so lange schon benötigte. Wenn der Schein nicht trügt, beginnt sich selbst im engsten Kreise der Regierung jener Gesichtspunkt durchzusetzen, der u. a. auch an dieser Stelle schon wiederholt gefordert wurde: daß das Problem der Wiedervereinigung vorab ein menschliches und erst in zweiter Linie ein juristisches o. a. Problem ist.

Einige wesentliche Änderungen sind die Folgen dieser veränderten Sicht. So werden künftig Organisationen wie das Kuratorium Unteilbares Deutschland vom Odium Bonner Nichtbeachtung befreit sein. So werden künftig kulturelle und sportliche Kontakte mit der mitteldeutschen Bevölkerung nach den Worten des Ministers für gesamtdeutsche Fragen sogar erwünscht sein.

Das sind nur zwei Beispiele, und gewiß: das sind nur kleine Schritte. Doch abgesehen davon, daß sie einen grund-

sätzlichen Wandel der Bonner Wiedervereinigungspolitik bedeuten; dies ist eine Zeit der kleinen Schritte und der Minimalvorstöße. Es herrscht hierzulande nur zu sehr die sinnlose Neigung vor, in großen Konzeptionen zu denken (oder richtiger: zu reden). Aber dies ist keine Zeit für große Konzeptionen. Dies ist keine Zeit für Stammtischgedanken. Große Konzeptionen geraten heute nur zu leicht in den Verdacht, Ausflucht zu sein. In der Frage der Wiedervereinigung helfen zur Zeit nur die kleinen Schritte. Dieser Gedanke scheint endlich an Boden zu gewinnen, wenngleich dieser Tage in einer bedeutenden Tageszeitung zu lesen war, wir sollten die Russen nun endlich klipp und klar fragen, welchen Preis sie für die Wiedervereinigung verlangten. Das ist so eine „große Konzeption“. Denn die Russen werden keinen Preis nennen. Sie werden nur Gelegenheit erhalten, einige alte Phrasen von der Beseitigung des Militarismus, Faschismus, Kapitalismus etc. zu wiederholen.

Die gegenwärtige Phase der Entspannungspolitik bietet bessere Möglichkeiten. Gewiß, man sollte die Änderung der sowjetischen Haltung nicht überschätzen. Auch sie ist nur eine Politik der kleinen Schritte. Aber gerade darin mag eine Chance liegen, zumindest die fortschreitende Entfremdung zwischen den beiden Teilen Deutschlands aufzuhalten. Zur Zeit ist das Regime in der sogenannten DDR das einzige im Satellitenverband, das sich noch gegen die von Moskau eingeschlagene Politik der Liberalisierung erfolgreich stemmt. Und bislang haben nur Polen und die Tschechoslowakei die Machthaber der Zone in die Verlegenheit gebracht, sich mit gewundenen Erklärungen von dem Verdacht befreien zu müssen, sie hielten weiterhin am Stalinismus fest. Es fehlt die Initiative der Bundesregierung mit dem gleichen Ziel: in der Frage des Reiseverkehrs, der politischen Gefangenen oder etwa der Situation Berlins. Und wenn die Bundesregierung auf Grund juristischer Bedenken diese Initiative nicht übernehmen will, dann ist nicht einzusehen, warum sie nicht von privaten Organisationen, Arbeitsgemeinschaften von Bundestagsabgeordneten etc. ausgehen könnte. Ganz auf dieser Ebene liegt etwa der soeben veröffentlichte Vorschlag des Berliner CDU-Politikers Ernst Lemmer, die Zonenbehörden sollten das Gebiet innerhalb des um Berlin herumführenden Autobahnringes für den Wochenendverkehr freigeben.

Pech für Stammtische! Aber realistische Politik ist in der gegenwärtigen Situation „kleine“ Politik. Nur damit kann zur Zeit geholfen werden. Und nur damit könnte eine längst totgesagte Hoffnung gestärkt werden, die soeben wieder belebt worden ist durch die Tatsache, daß die Dinge endlich in Fluß zu geraten scheinen. Hoffnung von 17 Millionen, die trotz allem „unsere Brüder“ sind.

Joachim

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Rudi Eberl, Hanns Schreiner, Günter Schwank, Magnus Weber.

Chefredakteur: Werner Schaffernicht.

Redakteure: Udo Kollatz, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.

Korrespondent in Bonn: Peter Scholz.

Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.

Geschäftsführung: Oskar Feiber, Frankfurt am Main, Fontanestraße 26.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92.
Telefon: 5 62 61.

Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 00 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a. Tel. 5 11 78.

Abonnements zum Preise von 1,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Vorbereitungen zur Wiedervereinigung

Seit mehreren Jahren pflegt die Bundeszentrale für Heimatdienst in der Vorweihnachtszeit ein Preisausschreiben für Schulen zu veranstalten, das sich mit politischen Dingen beschäftigt und der staatsbürgerlichen Bildung der Schüler dienen soll. Die Fragen, die dort gestellt werden, befassen sich etwa mit dem Inhalt des Grundgesetzes, der Selbstverwaltung der Städte und Gemeinden oder auch mit der Zweiteilung Deutschlands. Im letzten Preisausschreiben flogen beispielsweise Fips, Felix und Fanni, „zwei fixe Jungen und ein unternehmungslustiges Mädel“, nach Berlin. Dort unternehmen sie Streifzüge durch die beiden Teile der Stadt, und das Preisausschreiben fährt fort: „Hinterher wollen Fanni und Felix ihre Beobachtungen und Ergebnisse im Tagebuch eintragen. Aber sie können sich bei einigen gar nicht mehr erinnern, ob es in West- oder Ostberlin war. (Könnt Ihr vielleicht sagen, welche der folgenden drei Begebenheiten sich nur in Ostberlin zugetragen haben können?)“:

Felix verlangte an einem Zeitungsstand die Londoner „Times“. Der Verkäufer sah sich unsicher um und sagte leise: „Die kann und darf ich Euch leider nicht verkaufen!“

In einem Lokal erzählte uns der Kellner: „Ja, seit wir kein Visum mehr brauchen, fahre ich mit meiner Frau jedes Jahr ins Ausland.“

An einer Straßenbahnhaltestelle unterhielten wir uns mit einer Frau, die u. a. sagte: „Unsere Regierung taugt überhaupt nichts. Die belügt und betrügt uns!“ Sie hatte nicht gemerkt, daß hinter ihr ein Mann stand. Der hörte das, holte die Polizei, und die Frau wurde festgenommen.

Soweit der Text im Preisausschreiben, veröffentlicht in Nummer 47/1955 der Wochenzeitung „Das Parlament“, die von der Bundeszentrale herausgegeben wird.

Schwerlich wird man bestreiten können, daß die drei Beispiele einfach unwahr seien. Doch was hier als staatsbürgerliche Bildungsarbeit auftritt, ist in Wahrheit Propaganda, die jeweils nur einen Aspekt der Sache herausgreift und den Teil fürs Ganze ausgibt. In dem, was es verschweigt, offenbart sich ihre Verlogenheit. 25 000 Schulklassen in der Bundesrepublik haben sich an dem Preisausschreiben beteiligt, und für 25 000 Schulklassen, in denen sich Hunderttausende von Kindern befinden, die noch kein eigenes Urteil besitzen können, wird Deutschland fortan in zwei Teile zerfallen, in einen Teil, wo man festgenommen wird, wenn man etwas Kritisches gegen die Regierung sagt, und in den anderen Teil, wo die Kellner jedes Jahr mit ihren Frauen ohne Visum ins Ausland fahren können.

Die Art und Weise, in der hier jeder kritische Vergleich verhindert und ein Klischee gegen das andere gesetzt wird, spricht für sich selbst und zeugt vom Geiste derer, die diese Beispiele ausgedacht haben. Sie stehen den absurden Vereinfachungen, die wir aus östlichen Propagandazentralen kennen, nicht nach. Aber bestürzender noch als die Möglichkeit, daß Hunderttausende von Schulkindern das künftige eigene, unbefangene Urteil durch eine propagandistische Vereinfachung getrübt wurde, ist die Tatsache, daß unter den Lehrern dieser 25 000 Schulklassen offenbar keiner war, der den blanken Unsinn dieser Beispiele erkannt und dagegen protestiert hat, daß die Unbefangtheit seiner Schüler durch Einseitigkeit und Unwahrheit verdorben wird. So

sind sie einer „Politik der Wiedervereinigung“ zum Opfer gefallen, die seit Jahren nicht aus den Klischees herausfindet, deshalb keine sinnvollen Alternativen zu entwickeln vermag und sich notwendig nur auf die Auslöschung des jeweils anderen Teiles richtet.

C. Ch. K.

Noch ein Angebot

Viele unserer Leser werden sich der ständigen Bemühungen des DISKUS entsinnen, die danach zielten, mit der mitteldeutschen Studentenzeitung FORUM zu einer Vereinbarung über einen Artikelaustausch zu kommen. Unsere Bemühungen scheiterten letztlich daran, daß der DISKUS dem FORUM als Vertragspartner nicht genügte und zur Auflage gemacht wurde, daß sich alle oder zumindest alle wesentlichen Studentenzeitungen der Bundesrepublik verpflichten müßten, den jeweiligen Austauschartikel des FORUM abzurufen. Da hierzulande Studentenzeitungen nicht von oben gelenkt und in freier Verantwortung interessierter Studenten entstehen, schien es zunächst so, als ob dadurch der ganze Plan gescheitert wäre.

Um so mehr freut es uns, daß sich inzwischen unter vier überregionalen westdeutschen Studentenzeitungen ein Abkommen anzubahnen scheint. Diese vier — „profil“, „Studentenkurier“, DISKUS und möglicherweise COLLOQUIUM — werden sich dem FORUM als Gemeinschaftspartner dergestalt anbieten, daß sie alle zusammen jeweils einen Artikel des FORUM abdrucken. Als Gegenleistung soll das FORUM im Turnus jeweils einen Artikel einer der vier westdeutschen Zeitungen veröffentlichen.

Man kann uns nicht verübeln, darauf gespannt zu sein, welcher Taktiken sich das FORUM nunmehr bedienen wird, um auch dieses Angebot ablehnen und damit seinen Lesern weiterhin den Einblick in die Gedankengänge ihrer westdeutschen Kommilitonen verwehren zu können. Möglicherweise wird man uns, statt auf einen Artikelaustausch einzugehen, wieder einmal Rundfunkgespräche offerieren. Wir dürfen sie vielleicht prophylaktisch gleich — wie schon einmal — ablehnen, weil uns das gedruckte Wort als Prüfstein für die beiderseitige Ehrlichkeit geeigneter erscheint als „variable“ Tonbandaufnahmen. Wenn am Artikelaustausch erwiesen ist, daß die eine Seite das Wort der anderen zu respektieren versteht, werden wir in ganz kurzer Zeit bereit sein, uns bei den Rundfunkintendanten für Rundfunkgespräche zwischen Studenten aus Ost und West einzusetzen, und sicher auch offene Ohren finden. Zunächst aber möchten wir sehen, daß die endlosen Beschwörungen der deutschen Wiedervereinigung, die jede Nummer des FORUM füllen, durch die Tat glaubhaft gemacht werden. W. Sch.

Praktische Schizophrenie

Wer sich bei uns untersteht, von Entnazifizierung oder gar über Spruchkammern zu sprechen, muß zu allererst vom Dummen, Törichtigen und Lächerlichen jener Maßnahmen von 1945 und später reden — auch wenn es ihm ernst um die Sache ist. Um Leute zum Zuhören zu bringen, sind Sarkasmus, Witze und abfälliges Grinsen nötig. Von jedem, der das Thema aufnimmt, erwartet man, daß er es selber auch für einen demokratischen Schandfleck hält. Was Wunder also, wenn die Hauptschuldigen und Belasteten von ehedem um so leichter wieder ins gesellschaftliche Spiel zurückkehren können, wenn die Öffentlichkeit ihr eigenes Purgatorium der Lächerlichkeit anheimgibt und somit den Versuch einer politischen Reinigungsaktion widerruft. Warum sollten die Nazis — längst nennt man sie wieder Nationalsozialisten, womit suggeriert werden soll, es handle sich dabei um eine der handelsüblichen Parteien — weiterhin die Verfemten markieren, da es niemand von ihnen mehr verlangt? Und werden nicht die Kollegen des militärischen Fachs stark nachgefragt? Des Teufels Generale kommen mit ihren Memoiren nieder, des Teufels Gauleiter sondieren noch das Terrain. Dies hier ist eine Möglichkeit der „Rückkehr“:

Ein Parteigenosse hat in einer öffentlichen Danksagung zur Konfirmation seiner Tochter ausdrücklich hinter seinem Namen vermerkt, daß es sich bei ihm um den Bürgermeister

a. D. handelt. Der war er in einer oberhessischen Mittelstadt in der Tat von der ersten bis zur letzten Minute des „Dritten Reichs“. Von diesem Posten, den er den Nazis verdankt, weil er selber einer war — noch ist —, hat er seinen politischen Kampf geführt. Den kann eine empfindliche Spruchkammerstrafe nicht aus der Welt schaffen. Wohl wäre zu erwägen, ob „bei guter Führung“ im neuen Staat Nachsicht geübt werden soll. Jedoch, wer jetzt mit seinen ehemaligen politischen Funktionen zu operieren beginnt — und aus welchem nichtigem Anlaß! —, demaskiert sich als Nazi, wogegen er sich ab Mai 1945 so verzweifelt gewehrt hat.

Schlimmer noch: Nicht allein fungierte dieser Unbelehrbare als Bürgermeister, sondern auch als Kreisleiter. Das freilich unterschlägt er in seiner Presse-Danksagung! „Vergessen“ hat er den Titel bestimmt nicht. Es ist eher typisch für die Art, wie jene Leute Verwirrung zu stiften suchen: Man teilt den Menschen in so viele Teile, wie er Ämter und Posten hat.

Daß, von dem zu reden, momentan noch nicht die Zeit ist, schiebt er der anderen Hälfte, dem Kreisleiter zu. Aber er bleibt nun mal ein ganzer Mensch, und von 1933 bis 1945 hat er nicht als der eine oder der andere gehandelt, sondern als Nazi, der mehrere Ämter in diesem Staat auf sich vereinte.

Erich Faßbender

Die den Wind säen, . . .

Die Pressekritiken über den 4. Deutschen Studententag waren recht unterschiedlich. Von dem Vorwurf mangelnder Initiative in ureigenster Sache bis zur Verübelung des aktivistischen Geistes der „jungen Leute“ waren alle irgend möglichen Meinungen vertreten. Dagegen ist zunächst nicht viel zu sagen, denn jede Perspektive verleiht einen anderen Gesichtswinkel und glücklicherweise sind bei uns noch die verschiedensten Perspektiven möglich.

Peinlich — um nicht zu sagen disqualifizierend — aber ist es, wenn einer niveauheischenden Zeitung die Perspektive aus ängstlicher Sorge um Linientreue dermaßen ver-rutscht, daß sich die Kritik fern der Wahrheit in blindwütigem Zorn ergeht. Entschlüpft ist dieser Artikel ausgerechnet dem Rheinischen Merkur, dessen Bonnhörigkeit zu belächeln wir bereits im Januar an dieser Stelle die Gelegenheit hatten. Herr Theobald, der Verfasser jenes Artikels scheint von einem Farbenrausch ergriffen. Schon die Überschrift, „Studententag in Rot“, läßt kommende furiose schwarz-rote Farbkompositionen ahnen. Er fährt fort mit „einem roten Strauß von Blütenlesen“, mit „einem roten Faden in sehr reinem Sinne des Wortes“ und plötzlich geht ihm dabei auf, warum der Herr Bundespräsident kein Gruß-telegramm geschickt, warum die nur schriftliche Anteilnahme des Bundeskanzlers (vereinzelt) mit Zischen aufgenommen wurde. Damit aber nicht genug, Herr Theobald geht weiter. Er wird häßlich, hinterhältig. Er diffamiert. Indirekt, versteht sich. Man kann erfahren, daß „man wohl nicht ganz unberechtigte Zweifel daran hatte, ob nicht die Ergebnisse schon vor den Diskussionen . . .?“

Dabei ist ihm freilich verborgen geblieben, daß weit mehr als die Hälfte der Diskussionsleiter jener „schwarzen Spindel“ angehörten, von der er nun lustig seine rote Masche abspulen zu müssen glaubt. Ein einziger war Mitglied des SDS und dieser leitete die Diskussion seiner Gruppe nicht allein.

Eine Opposition lebt bekanntlich von dem, was die Regierung schlecht macht, der Rheinische Merkur ging aber einen Schritt weiter, er machte das schlecht, was in Hamburg gut gemacht wurde, und das ist faul. Wir wollen nicht glauben, daß man sich im Tasten nach der Wahrheit bewußt „vergriffen“ hat. So schwarz sollte auch die schwärzeste Seele nicht sein.

Dem Schreiberling des „Studententages in Rot“ aber möchten wir raten, sich besser zu informieren oder aber in vorsichtigem Schweigen zu verharren.

Hanns Schreiner

Nächster Redaktionsschluß: 20. Juni

Eine Frage?



Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.



RHEIN-MAIN BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Sartre contra Marx

In der gegenwärtigen geistigen Auseinandersetzung zwischen Ost und West kommt der westlichen Kritik am dialektischen Materialismus einige Bedeutung zu. Besonders dann, wenn die Polemik nicht in reinen Konformismus und Lobpreis westlicher Konsumgüter ausläuft, sondern selbst in einer gewissen Spannung zur bürgerlichen Lebensform steht, wie dies bei Sartre der Fall ist. Sartre gehört nicht zu den professionellen Marxwiderlegern, wie sie namentlich auf ökonomischem Gebiet aufgetreten sind, sondern er setzt bei weit grundsätzlicheren Elementen des Marxismus an. In seinem Essay „Materialismus und Revolution“ versucht er darzutun, wie sehr die Lehre der linken Revolutionäre geeignet sei, deren historisches Ziel zu erschweren, wenn nicht gar unmöglich zu machen.

Es lohnt sich, auf einige Hauptthesen in Sartres Kritik des näheren einzugehen, zumal diese in letzter Zeit einiges Aufsehen erregt hat und manche Zeitgenossen glauben mögen, daß Sartres Gedanken eine definitive Widerlegung des Marxismus bedeuten. Daß Sartre diesem Anspruch nicht gerecht wird, zeigt sich, wenn man Marx's Theorie mit seinen Thesen konfrontiert. Diese richten sich primär gegen das, was Sartre selbst unter Materialismus versteht. Für sein Verfahren gilt, was in der Geschichte der Philosophie so häufig zu beobachten ist: nachdem er den Gegenstand seiner Kritik vorweg zu einer äußerst simplen Angelegenheit herabgesetzt hat, gelingt es ihm, diese prompt zu widerlegen. Dabei ist das Paradoxe an Sartres Überlegungen dieses, daß er sich einerseits marxistischer Einsichten bedient, wo er bemüht ist, Thesen des Materialismus als unhaltbar zu erweisen, die ihm jene Einsichten erst vermittelt haben. Andererseits aber spricht er davon, daß der Idealismus den besitzenden Klassen als Mythos dient mit der Aufgabe, die realen gesellschaftlichen Machtkonstellationen zu verdecken und die harte Wirklichkeit in puren Geiste aufzulösen. Aus diesen Formulierungen geht hervor, daß Sartre die Grundthesen der marxistischen Ideologienlehre akzeptiert, deren Basis eben der von ihm abgelehnte Geschichtsmaterialismus ist.

Eine andere Überlegung Sartres, die auf den ersten Blick viel für sich zu haben scheint, gehört schon seit längerer Zeit zum festen Bestand jeder Marxkritik.

Er fragt sich, wie ausgerechnet die Dialektiker dazu kommen zu sagen, man müsse sich heute entweder für den Idealismus oder für den Materialismus entscheiden, alle sogenannten „dritten Wege“ seien nur verkappte Varianten des Idealismus. Warum, so fragt er, kann man nicht von einer Synthese dieser beiden Gegensätze ausgehen. Schon die Fragestellung zeugt von Sartres radikal subjektivistischer Haltung. Von einer Synthese kann der Dialektiker ganz einfach deshalb nicht ausgehen, weil die gesellschaftliche Realität, die in der Philosophie auf Begriffe gebracht wird, alles andere als die in einer Synthese von Idealismus und Materialismus gedachte Versöhnung von Mensch und Welt aufweist. Darin liegt gerade die Wahrheit des Marx'schen Ansatzes, daß er die Hegelsche Vermittlung von Denken und Sein als falsche, weil voreilige Identität erkennt und dabei doch nicht die Hoffnung auf wirkliche Identität schwinden läßt. Nicht, daß die Wahrheit in der Identität von Subjekt und Objekt besteht, wird von Marx geleugnet, wohl aber daß diese auf der historisch-gesellschaftlichen Stufe, die der klassische Idealismus reflektiert, bereits erzielt sei. Das also hat es mit der von Sartre geforderten Synthese auf sich. Es ist sinnlos, einer in sich antagonistischen Welt mit einer „totalen Philosophie“ gegenüber zu treten, wie dies der junge Marx formuliert. Angesichts der bestehenden Nichtidentität von Subjekt und Objekt sind zwei Wege möglich. Entweder man zieht sich in mythologisierender Weise hinter die Spaltung von Subjekt und Objekt aufs geschlossene Sein zurück, wie dies die Existentialontologie tut, was praktisch auf bewußte oder unbewußte Apologie des Bestehenden hinausläuft oder man versucht, durch beständige Arbeit an der Geschichte zur Versöhnung der Gegensätze zu gelangen, wie dies von der sozialkritischen Position aus getan wird.

Was Sartre im weiteren über die materialistische Dialektik als Naturauffassung sagt, ist in der Tat bedenkenswert. Ähnliches ist übrigens schon früh von marxistischer Seite selbst vorgebracht worden, ohne daß es genügend beachtet worden wäre. Die Materie im streng naturwissenschaftlichen Sinn kann nicht ohne weiteres als dialektisch bezeichnet werden, weil Dialektik im Bereiche des Stofflichen sich nur in dessen Wechselwirkung mit tätigen Menschen vollziehen kann. An Hand gut gewählter Beispiele aus der Naturwissenschaft verdeutlicht Sartre die Schwierigkeiten, mit denen jeder naturwissenschaftliche Materialismus rechnen muß. Die Folgerungen jedoch, die er aus seinen Ergebnissen zieht, erscheinen zu weitgehend. Es wird völlig verkannt, daß naturwissenschaftlich fundierter und soziologischer Materialismus gänzlich verschiedenen Seinsbereichen zugeordnet sind und beide nicht unbedingt miteinander verbunden sein müssen. Selbst wenn man Sartre zugestehet, daß im naturalistischen Materialismus die menschliche Subjektivität aufgehoben wird, so überzeugt schon eine oberflächliche Bekanntschaft mit Marxens „Thesen über Feuerbach“ davon, daß dies hinsichtlich des gesellschaftskritischen Materialismus durchaus nicht gilt, ohne daß doch diese Lehre aufhörte, materialistisch zu sein. Daß Sartre die Praxis als das Kriterium der Wahrheit bei Marx im Sinne eines Pragmatismus mißdeutet, sei nur am Rande erwähnt.

Nachdem der Leser das erste kritische Kapitel hinter sich gebracht hat, ist er gespannt zu erfahren, was Sartre nun selbst als „Theorie der Revolution“ anzubieten hat. Diese stellt sich denn auch im Sinne seiner existentialistischen Konzeption dar. Was den Begriff der Geschichte im Existentialismus ganz allgemein auszeichnet, ist dessen Abstraktheit. Von den konkreten Gehalten des historischen Prozesses wird völlig abgesehen. So ist auch bei Sartre vom Menschen schlechthin die Rede, von der Zufälligkeit seines Daseins, davon, daß „das in einer Gesellschaft geltende Wertgefüge das Baugesetz dieser Gesellschaft widerspiegelt und es zu erhalten trachtet“, in anderen Worten von den heterogensten Elementen im gleichen Zusammenhang. Völlig naiv operiert Sartre mit dem marxistischen Begriff der Ideologie, dessen materialistische Basis er zugleich ablehnt. Soziologischer Determinismus und abstrakter Individualismus stehen unvermittelt nebeneinander. Freiheit bleibt im rein Postulatorischen stecken,

anstatt aus der richtigen Erkenntnis historischer Teleologie zu fließen. Wo von gesellschaftlichen „Baugesetzen“ gesprochen wird, kann nicht zugleich behauptet werden, die unter einer Gesellschaft Leidenden hätten sich eine neue „erfunden“.

Dem Eklektizismus, den er an der marxistischen Theorie geißelt, verfällt Sartre in noch stärkerem Maße, weil es bei ihm gar nicht einmal zum Versuch einer Vermittlung kommt. So exakt beobachtet das, was Sartre über die Zustände der industriellen Arbeitswelt der Gegenwart sagt, sein mag, seine existenzphilosophische Grundhaltung bringt ihn um die Früchte seiner gesellschaftlichen Einsichten. Man hat überhaupt bei der Lektüre des Essays den Eindruck, daß Sartre selbst durch den Marxismus hindurchgegangen ist, ohne doch seine existentialistische Lehre dementsprechend modifiziert zu haben. Wenn Sartre vom ökonomistischen Aberglauben warnt, für den a priori alles entschieden ist und auf die Subjektivität verweist, die selber zum objektiven Prozeß gehört, so sagt er den Marxkennern durchaus nichts Neues.

Moralische Zukunftsvorschläge

Das Erscheinen eines Buches im gegenwärtigen westlichen Kulturbereich, das sich philosophisch zu einem konsequenten Materialismus bekennt, ist geeignet, die gängige Vorstellung jener zu zerstören, die versuchen, sich das geistige Verhältnis von West und Ost mit der etwas vereinfachten Antithese Idealismus — Materialismus zu verdeutlichen.

Charles Mayer ist von Beruf Chemiker, und ist bestrebt, die atheistisch-materialistische Tradition der französischen Aufklärer des 17. und 18. Jh. fortzusetzen, deren Bedeutung wesentlich darin besteht, daß sie die Mythen unterhöhlten, auf denen das ancien régime beruhte. Mayer ist es im Gegensatz zu seinen großen Vorbildern weniger um das Entmythologisieren, als um das Bewahren des Bestehenden zu tun. Zunächst einmal lehrt sein Buch dieses: So sehr sich auch der Materialismus in seiner Geschichte präzisiert haben mag hinsichtlich des ihm zur Verfügung stehenden naturwissenschaftlichen Erfahrungsmaterials, die Urschwierigkeit, die auftritt, wenn er erklären soll, wie ein epiphänomenales Bewußtsein möglich sei, hat er noch heute nicht verloren. Die Naturforschung mag seit Diderot erheblich fortgeschritten sein, aber wie jener ist auch Mayer noch genötigt, das Leben aus der Sensibilität und Irritabilität der organischen Materie zu erklären, ohne weitere Auskünfte darüber, wie aus empfindungslosem Stoff ein empfindungsbegabter entstanden sei. Auf der Grundlage seiner Naturauffassung versucht Mayer, hierin formal seinen berühmten Vorgängern gleich, eine praktisch-politische Lehre zu entwickeln. Diese enthält einige Vorschläge zur Gestaltung der zukünftigen Welt, die den Autor als einen Liberalen erweisen, der ohne jegliche ideologische Bemäntelung ausspricht, auf welchem Wege die bestehende privat-

ökonomismus ist ohnehin Vulgärmarxismus. Wenn er aber zugleich vom absolut freien Entwurf spricht, dem die Idee einer gerechten Gesellschaft entstammen soll, wodurch der eben ersten berücksichtigte geschichtliche Verlauf wieder völlig ins Hintertreffen gerät, so fragt man sich, wie Sartre beide Konzeptionen verbinden will. Hebt nach seiner Ansicht die Dialektik den Materialismus auf und vice versa, so gilt Analoges für seine eigene Theorie, deren existentialistische Elemente die beigefügten marxistischen eliminieren und umgekehrt.

So sehr Sartres Essay auf das Grundsätzliche abzielt, so stark ist doch seine Betrachtungsweise gefärbt durch persönliche Diskussionen mit französischen Linksintellektuellen, wodurch der Wert der Schrift für deutsche Leser etwas herabgemindert wird. Dennoch ist ihre Bedeutung nicht zu unterschätzen, einmal, weil sie geeignet ist, bei uns die Marxdiskussion wieder etwas zu beleben, zum anderen, weil aus ihr einiges über den geistigen und politischen Standort des französischen Existentialismus hervorgeht.

Diese Betrachtung bezieht sich auf die Publikation Jean Paul Sartres: „Materialismus und Revolution“. Die deutsche Übersetzung erschien im Kohlhammer-Verlag Stuttgart sowie in dem Essayband „Situationen“.

Alfred Schmidt

wirtschaftliche Ordnung, die er gleichermaßen gegen Totalplanung wie vor weiterer Vertrustung geschützt wissen will, gegen die Kolonialvölker und die Arbeiterschaft erhalten werden kann. Es sei dem Fortschritt nur dienlich, wenn nicht alle Menschen an ihm beteiligt seien. Der Kolonialismus habe sein Gutes und die afrikanischen Schwarzen seien nur als Handarbeiter von Wert, weshalb auf ihre geistige Bildung verzichtet werden könne. Diese These zeigt wohl am deutlichsten, welche Kluft unseren „progressistischen“ Materialisten von den großen Traditionen des Liberalismus scheidet. Auf die subtile Entlarvungspsychologie der französischen Moralisten bis hin zu Nietzsche und Freud geschützt, bemüht sich Mayer, die geschichtliche Bewegung aus den menschlichen Leidenschaften und Trieben zu erklären, wobei er sich außerdem auf das mechanische Prinzip verläßt, nach dem auf jeden Druck notwendig ein Gegendruck folgt. Hier fällt Mayer hinter bereits Geleistetes zurück. Niemand wird zwar die Bedeutung psychologischer Tatbestände für den Geschichtsverlauf leugnen. Allein alle psychologische Einsicht bleibt abstrakt, sofern nicht dargetan wird, innerhalb welcher konkreten geschichtlich-gesellschaftlichen Konstellationen die menschlichen Seelenkräfte wirksam werden.

Was das Buch Mayers trotz mancher Bedenken und Vorbehalte, die sich gerade dem deutschen Leser aufdrängen, so interessant macht, ist der Umstand, daß er auf eine ihm ganz ungewohnte Art des Philosophierens stößt und durch die mitunter bis zum Zynismus zugespitzten Thesen schockiert, genötigt wird, selbst sein Augenmerk auf die weltanschaulichen und soziologischen Fragen unserer Zeit zu lenken.

Alfred Schmidt

Charles Mayer: Eine Moral für die Zukunft, übersetzt von Hans Heinz Holz, Alfred Metzner Verlag, Frankfurt, Berlin, 1955 (Preis 11,— DM Gzln.)

Die militante Sprache

Nachdem der Militarismus allerorts entlarvt wurde, jedoch ohne daß man daraus friedvolle Absichten gewonnen hätte, reizt es, dem militanten Gebaren tiefer nachzuspüren. Besonders dort, wo keiner mehr kriegerische Tendenzen vermutet, zeigt sich oft das grimmige Antlitz von Feldwebeleien, ohne daß man gleich dazu geneigt wäre, dieser Tatsache Glauben zu schenken.

Gehe ich nun gegen das Militante vor, so ist der Hinweis meine Waffe. Dabei muß ich allerdings die Tatsache in Kauf nehmen, daß ich bei einer Verbeugung einem anderen nur meinen Hintern zeigen kann — doch ist das nur Geste und völlig befreit von kämpferischer Gesinnung.

Wenn die militanten Absichten sich lediglich auf diese Gesten beschränken würden, gäbe es nur Lumpereien der Gesinnung, leere Versprechungen, sprachliche Attacken oder Anzüglichkeiten nur für den Feind gemünzt, der auch nicht mit Worten sparen soll — eben Gefechte, die sich mit Sprechwerkzeugen oder mit der Feder ohne ernstliche Opfer führen lassen, wenn man von der Ehre absehen will, die sich schließlich immer leichter verliert als gewinnt.

Die Sprache hat schon alle Elemente kriegerischer Strategie als gängige Metaphern aufgenommen, und zwar besonders dort, wo alles andere vorherrscht (oder zumindest: schen sollte), nur keine kämpferische Absicht. Wenn irgendein Bürokrat im geringeren Sinne einen Vorstelligen mit dem Bescheid abweist: ich habe ihre Sache noch nicht in Angriff genommen, so ist man unwillkürlich überrascht, wo man doch gerade dort nicht eine solche Gesinnung zu erwarten gewagt hätte. Gesinnung hin, Gesinnung her. Sicherlich haben ausgediente Soldaten, die ihren Militärrock mit dem farblosen Beamtenzivil vertauscht haben, ihre Vergangenheit in den nichtssagenden Räumen (Diensträumen) vergessen können, wo ihr bramarbassierendes Wesen in friedlicher Langeweile erstickt wurde. Sie haben in einer melancholischen Don Quichotterie den Krieg in bürokratisches Milieu verlegt, um sich Luft in dem Staub zu schaffen. Dort aber angekommen, blieb von der Strategie nichts mehr übrig als die Bezeichnungen, der Elan hat sich unkriegerisch verdünnt. Um so mehr erstaunt dann dieser Jargon; wenn man

ihm doch Glauben schenken könnte! Mitnichten: diese Kraftausdrücke täuschen nur über die Schläfrigkeit hinweg, die dem Militaristischen durchaus zugute kommen könnte, wenn damit ein sinnloses Morden verhindert würde, nicht aber dem Beamtentum. Sagt so ein bürokratischer Vorstand, man müsse nun doch gegen Herrn X. vorgehen, so möge ein Außenstehender beruhigt sein: keine Truppen schwärmen aus, keine Kanonade erfolgt, es sei denn Vorladungen. Wenn die Angelegenheit an Wichtigkeit überhand nimmt, wird man eine Attacke gegen sie reiten müssen, und wir können nur hoffen, daß der andere gerüstet ist und seine ganzen Kräfte in den Kampf wirft. Ob er das Rüstzeug dazu hat, sich gegen einen solchen Gegner zu wappnen, kann sich erst am Ende der Affaire herausstellen.

Wenn etwas hierbei nicht erfüllt wird, so ist es die Erwartung, die man angesichts solcher Redensarten in das Gelingen gesetzt hat. Die Stellungnahme des Unbeteiligten — sicherlich hat er schon im Geiste Schützengräben vorgegraben — tut jedoch nichts zur Sache. Seine Gesinnung sollte sich höchstens als Lächeln zur Schau stellen.

Bei meiner Ehre, ich möchte keineswegs diese Redensarten in Angriff genommen haben, weil ich mir mehr verspreche als nichts. Der Eindruck der Unangemessenheit, die diese Zentnerworte mit ihrem wirklichen Sinn haben, der so bescheiden ist, daß er sich so umschreiben lassen muß, um überhaupt aufzufallen, ist für diesen Sprachstil bezeichnend. Was hier als Kraft erscheint, dient nur dem Anlaß, es nicht auszuführen. Manches hat man auf dem Visier, ohne daß man gleich abzudrücken hätte: und was wunder, daß dieses harmlose Gebaren das eine zugute hat, keinen Schaden zuzufügen. Um den Posten zu halten, wird der Elan durch solche militante Redensarten vorgegeben.

Jedoch kann der Umstand eintreten, daß Ernst gemacht wird. Man sollte sich aus vorbeugenden Erwägungen vorsichtiger ausdrücken, um den Gegner nicht in dem Gedanken zu wiegen, man sei gewappnet. Daß der Krieg der Vater aller Dinge ist, hat nur zweitrangige Bedeutung für den bürokratischen Einsatz.

Herbert Heckmann



Junger Hochschul-Nachwuchs und altbewährte Wissenschaftler arbeiten bei uns
gemeinsam: Die Forschung von heute dient der Produktion von morgen!

FARBWERKE HOECHSTAG, vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M)-HOECHST

Heisenberg auf dem Monte Faito

Zwischenbilanz der westlichen Atomexperten - Internationaler Kongreß in Neapel

Neapel: Nach der Genfer Atom-Konferenz vom vergangenen Jahr ist nun von der Europäischen Atomenergie-Gesellschaft auf einer 6tägigen nicht-öffentlichen wissenschaftlichen Konferenz die Frage diskutiert worden, auf welchem Wege die Entwicklung von Atomkraftwerken, genau gesagt von Leistungsreaktoren, weitergehen soll. Nachdem das Material von Genf kritisch gesichtet worden war, kam es bei der Tagung der Europäischen Atomenergie-Gesellschaft — unter Leitung von Nobelpreisträger Sir John Cockcroft —, die im Grand Hotel Monte Faito hoch über dem Golf von Neapel stattfand, zwischen mehr als 100 Kernwissenschaftlern aus den westeuropäischen Staaten, aus den USA und aus Kanada vor allem zur Erörterung von drei Arten von Leistungsreaktoren als den künftigen Pionieranlagen für eine Energiegewinnung aus der Spaltung der Atomkerne schwerer Elemente.

Von den Mitgliedern der britischen Delegation wurde in mehreren Referaten und in den Diskussionsbeiträgen unterstrichen, daß sich die britische Planung, die auf den gasgekühlten Reaktoren aufbaut, nach eingehender Untersuchung der anderen Möglichkeiten als durchaus richtig erwiesen habe. Man sei sicher, daß in nicht allzu ferner Zeit Reaktoren von dem Typ, wie er jetzt in Calder Hall in Betrieb genommen wird, bei der Wirtschaftlichkeitsrechnung mit der Energiegewinnung aus konventionellen Brennstoffen konkurrieren können. Demgegenüber setzte sich der kanadische Gelehrte Lewis vor allem für Leistungsreaktoren ein, die als Bremssubstanz für die Spaltungsneutronen schweres Wasser benötigen. Nach der Kostenrechnung von Lewis wird man mit dem Schwerwasserreaktor eine Wirtschaftlichkeit erzielen können, obwohl die Temperaturen, wegen der Benutzung von Wasser als Wärmeübertragungsmittel, nicht hoch sein können und daher, falls eine Nacherhitzung mit konventionellen Brennstoffen unterbleibt, ein relativ geringer Wirkungsgrad einkalkuliert werden muß. Für den Bau von Reaktoren, die flüssiges Natrium zur Wärmeübertragung enthalten, plädierte vor allem der amerikanische Physiker Starr. Dieser Reaktortyp war zum ersten Male auf der Genfer Atom-Konferenz ausführlich beschrieben worden. Mit ihm kommt man zu Temperaturen von

600 bis 800 Grad Celsius und erhält daher, zumindest in der Theorie gute Wirkungsgrade.

Die Fachleute wurden sich auf dem Monte Faito über die verschiedenen Gesichtspunkte keineswegs einig, und es hat den Anschein, daß auf alle Fälle ganz verschiedene Typen von Leistungsreaktoren für die Energiegewinnung in den nächsten zehn Jahren errichtet werden. Wie schnell sich die Entwicklung in Einzelheiten immer noch ändern kann, haben gerade die Diskussionen auf dem Monte Faito an einem kleinen Beispiel gezeigt: Man sprach dort fast nur noch von der Verwendung von Uran-dioxyd (UO₂) in gesinterter Form — als keramisches Brennstoffelement — für Leistungsreaktoren. In Genf war von dieser Möglichkeit kaum einmal die Rede gewesen. Dort diskutierte man noch über die Herstellung von Brennstoffelementen aus metallischem, nicht gesintertem Uran. Weil sich das metallische Uran bei einer Temperatur von etwa 600 Grad Celsius in eine andere Zustandsform umwandelt, die für den Reaktorbetrieb ungeeignet ist, galt es längere Zeit als besonders wichtig, die Brennstoffelemente so zu kühlen, daß 600 Grad nicht überschritten wurden.

Da sich die Hauptdiskussion bei dem Kongreß auf dem Monte Faito weitgehend zwischen den Angehörigen der führenden Atom-Nationen — USA, Großbritannien und Kanada — abspielte, waren die Mitglieder der übrigen Delegationen hauptsächlich interessierte Zuhörer im Meinungsstreit der Experten, die bereits in größerem Umfang praktische Erfahrungen sammeln konnten. Von der deutschen Delegation kam Dr. Rudolf Schulten (Mannheim) am zweitletzten Konferenztag mit einem Referat über ein Thema der Reaktortheorie zu Wort. Geführt wurde die deutsche Delegation von Nobelpreisträger Professor Werner Heisenberg. Außer den Professoren Maier-Leibnitz (München), Wolfgang Finkelburg (Erlangen) und Karl Wirtz (Göttingen) war von deutscher Seite auch der Referent im Bundesministerium für Atomfragen, Dr. Joachim Pretsch, auf dem Monte Faito anwesend. Es ist damit zu rechnen, daß künftig jährlich eine ähnliche Aussprache der führenden Fachleute des Westens stattfinden wird. (DISKUS/df)

Blick ins Ausland

Belgien: Eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand der belgischen Studentenpresse hat die Pressekommission des belgischen studentischen Nationalverbandes FEB herausgebracht. Die Zusammenstellung enthält alle wissenswertes Angaben über Umfang, Erscheinungsweise, Format, Preis, Redaktionsadresse und zählt insgesamt 38 Studentenzeitschriften auf, die teils in französischer, teils in flämischer Sprache erscheinen. Alle Arten von Publikationen, von der Wochenzeitung bis zum zweimal jährlich erscheinenden Magazin, mit Auflagen von 120 bis 15 000 Stück, sind vertreten. Die belgische Studentenpresse hat teilweise eine bemerkenswerte Tradition; eine Zeitschrift erscheint z. B. schon im 67. Jahrgang. (DISKUS/Studentenspiegel)

Dänemark: Zwei dänische Studenten der Slawistik werden in Kürze ein Semester in Moskau verbringen. Im Austausch dafür werden zwei russische Studenten, die skandinavische Sprachen studieren, nach Kopenhagen kommen. Dieses Austauschprogramm wurde anlässlich des kürzlichen Besuchs einer dänischen Regierungsdelegation in Moskau gebilligt. Ein weiteres Austauschprogramm für je fünf Studenten hofft DIS, das Internationale Studentenkomitee Dänemarks, organisieren zu können. Auch der unabhängige Studentenklub „Studentenforeningen“ wurde vom stellvertretenden sowjetischen Außenminister Gromyko eingeladen, eine Delegation nach Rußland zu schicken. Es ist geplant, daß 15 Studenten am 23. Juli von Kopenhagen aus die Reise nach Leningrad, Moskau und der Krim antreten, und daß eine russische Delegation den Besuch erwidern soll. (DISKUS/BT, Kopenhagen)

England: Aktuelle politische Fragen standen auf der diesjährigen Nationalkonferenz der Labour-Studentengruppen (NALSO) in Wortly Hall bei Sheffield zur Diskussion, z. B. die Wasserstoffbombenversuche, die Wirtschafts-, Erziehungs- und Wohnungsbaupolitik der Regierung, der Fall der irakischen Studenten in England und Kolonialprobleme. Der studentische Nationalverband NUS, die Labour-Party und die Sozialisten der Goldküste und Indiens hatten Vertreter entsandt; aus vielen anderen Ländern der Welt gingen Grußtelegramme ein. (DISKUS/Studentenspiegel)

Jugoslawien: Um den starken Andrang zum Studium zu bremsen, sind an der Universität Belgrad bereits wieder sogenannte Qualifikationsprüfungen eingeführt worden. Auch an der Universität Agram wurde vorgeschlagen, die vor erst zwei Jahren abgeschafften Aufnahmeprüfungen wieder einzuführen. Diese Maßnahme wird sich kaum vermeiden lassen, falls auch die anderen Universitäten des Landes die Aufnahmeprüfungen wieder einführen, weil sonst der Zulauf an durchgefallenen Studenten von den anderen Universitäten zu groß wäre. Von den Vertretern der Studentenschaft werden die Aufnahmeprüfungen rundweg abgelehnt. Sie weisen darauf hin, daß die Aufnahmeprüfungen in keiner Weise das tatsächliche Wissen eines Bewerbers widerspiegeln könnten, da sie nur etwa 15 Minuten dauerten. In vielen Fällen seien sie zu einer Formsache geworden; teilweise sei es sogar vorgekommen, daß die Prüfungen per Telefon abgelegt wurden. Um aus diesem Dilemma herauszukommen, bleibe nur die Errichtung neuer Fakultäten übrig, wie das in Zadar und Rijeka bereits geschehen ist, wo eine Zweigstelle der Agrarphilosophischen Fakultät und eine neue medizinische Fakultät etabliert wurden. (DISKUS/Studentski List)

Österreich: Ist der Dr. med. erblich? Mit dieser seltsamen Frage setzt die österreichische Monatsschrift „MORGEN“ ihre Auswertung der statistischen Angaben über die österreichischen Hochschüler fort, über die wir im letzten DISKUS berichteten. Aus den Erhebungen geht nämlich hervor, daß viele Berufe sozusagen Familientradition sind. Bei den Medizinstudenten sind 23% der Väter Ärzte; noch höher (24%) ist dieser Prozentsatz bei den Pharmazeuten. Bei den Technikern sind es 9 und bei den Tierärzten 15%. An den wissenschaftlichen Hochschulen sind 28% der Studentenväter öffentliche Angestellte; ungefähr 17% sind Privatangestellte, 21% gehören zu den Selbständigen und 11% zu den Angehörigen freier Berufe. Erstaunlich ist der verhältnismäßig hohe Prozentsatz an Pensionären. (DISKUS/Studentenspiegel)

Polen: Eine Reform des Hochschulwesens hat nach Meldung der Deutschen Presse-Agentur der polnische Minister für Hochschulziehung, Zolkiewski, in einem Zeitungsartikel angekündigt. Die Rechte der Universitätsrektoren und der Dekane sollen erweitert werden; sie sollen künftig frei gewählt werden und selbst über Lehrpläne, Personalpolitik, Finanzen und die wissenschaftliche Arbeit ihrer Institute entscheiden können. Auch das bisherige Stipendiensystem soll reformiert werden, damit nicht

mehr gewisse Gruppen von Studenten unberechtigte Vorteile genießen. (DISKUS/dpa)

USA: Die gesamte Auflage der 1. April-Ausgabe von „Main Events“, einer Studentenzeitung des City College in New York, wurde von der College-Verwaltung eingezogen und beschlagnahmt, weil sie nach den Worten des Rektors Buell Gallagher eine „unanständige, obszöne, vulgäre und teilweise kriminelle Schmähchrift“ sei. Die Zeitung mußte ihr Erscheinen vorläufig einstellen und sieben Redaktionsmitglieder wurden suspendiert, von denen zwei später wieder eingesetzt wurden, während die anderen fünf für den Rest des Semesters ausgeschlossen bleiben. Chefredakteur Maurice J. Weiss bezeichnete das Vorgehen der College-Verwaltung als „Gestapo-Methoden“. (DISKUS/Chicago Maroon)

Bonn: Deutsche Atomwissenschaftler äußerten auf einer Tagung in Bad Godesberg den Wunsch, von Verwaltungslasten befreit zu werden, um sich mit ganzer Kraft für die Forschungsarbeiten einsetzen zu können. Außerdem wurden Maßnahmen besprochen, die einem Abwandern hochqualifizierter Fachkräfte wirksam vorbeugen können. Auf Antrag von Professor Brandt, Staatssekretär im nordrhein-westfälischen Wirtschafts- und Verkehrsministerium, wurde die Bildung von vier Arbeitskreisen beschlossen: Kernchemie, Medizin, Biologie (einschließlich Landwirtschaft) und Kerntechnik. Zugleich fand im Bonner Atomministerium die konstituierende Sitzung des Atomkreises „Nachwuchs“ statt. (Dies innerhalb der Fachkommission „Forschung und Nachwuchs“.) Zu seinem Vorsitzenden wurde gewählt: Professor Walter Weizel, Direktor des Instituts für Theoretische Physik der Universität Bonn. Sein Stellvertreter ist Professor Wilhelm Walcher, Direktor des Physikalischen Instituts der Marburger Universität. (DISKUS/Up)

Frankfurt: Der Allgemeine Studentenausschuß der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität richtete nach Bekanntwerden der Zwischenfälle in Dresden an den Prorektor der Technischen Hochschule in der Elbestadt ein Protesttelegramm. Ursache dafür war der inzwischen durch den Widerspruch der Dresdener Kommilitonen wieder aufgehobene Beschluß, nach dem sie keine Ausreisenerlaubnis für Studentenbegegnungen in der Bundesrepublik erteilt bekommen sollten. In dem Telegramm wird gefragt, ob sich die Haltung des Prorektors mit dem östlichen Bemühen vereinbaren lasse, offizielle mitteldeutsche Studentenorganisationen an Universitäten in der Bundesrepublik entsenden zu wollen. Der AStA der Frankfurter Universität wirft dem Prorektor vor, durch sein Verhalten in erster Weise die Bestrebungen zu beeinträchtigen, die sich um ein Gespräch der Studenten von hüten und drüben bemühen. (DISKUS/Eigenmeldung)

Wiso-Studium in Saarbrücken

Nach jahrelanger Trennung konnten jetzt die Studierenden der Wirtschaftswissenschaften der Universität Saarbrücken der Fachgruppe Wirtschaftswissenschaften der Bundesrepublik und Westberlins beitreten. Nach dem guten inoffiziellen Kontakt mit dem VDS in den vergangenen Jahren erreichten die Studierenden der Wirtschaftswissenschaften der Universität Saarbrücken mit dem offiziellen Beitritt das Ziel ihrer Bemühungen.

Die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität des Saarlandes mit 313 Studierenden bietet ein Studium wie an jeder anderen deutschen Universität oder Hochschule. Erfreulich ist es, daß in den Vorlesungen auf Grund der kleineren Hörerzahl das Colloquiensystem vorherrschen kann. Die Vorlesungen sowie Prüfungen werden in deutscher Sprache durchgeführt. Für den an der französischen Terminologie interessierten Studierenden sind wirtschaftswissenschaftliche Seminare und Vorlesungen eines französischen Professors vorgesehen. Die an der Universität Saarbrücken abgelegten wirtschaftswissenschaftlichen Examen sind allgemein anerkannt. Die Semesterzeiten entsprechen der Westberliner und bundesdeutschen Aufteilung, und die Studien sowie Prüfungsordnungen sind weitgehend den neuesten Regelungen der Frankfurter Universität angelehnt.

Die Gebühren betragen für vollmatrikulierte Wirtschaftswissenschaftler ca. 20,— DM pro Semester incl. Sportversicherung, AStA-Beitrag usw. Dieser geringe Betrag erklärt sich aus der Tatsache, daß keine Hörgelder erhoben werden.

Den Studierenden stehen unmittelbar auf dem Universitätsgelände im Wald neben den Fakultätsgebäuden drei Wohnheime mit insgesamt 440 Betten zur Verfügung. Der Preis in einem Vierer-Zimmer beträgt 1000,— Fr., in einem Zweier-Zimmer 2000,— Fr., in einem Einzelzimmer 3500,— Fr. (Kurs 1,— DM = ca. 84,— Fr.). Straßenbahn-, Theater- und Kinoermäßigungen wie auch der studentische Schnelldienst gewähren die gleichen Vergünstigungen wie sie die Selbstverwaltungen in der Bundesrepublik für die Studierenden schaffen konnten.

Protest der Berliner

Zu einer Aussprache über gemeinsam interessierende Fragen und Probleme hat der Verband Deutscher Studentenschaften einen Vertreter des Jugoslawischen Studentenbundes nach Deutschland eingeladen. Seinerseits erhielt der VDS eine Einladung des polnischen Studentenverbandes, einige Vertreter deutscher Studentenzeitschriften zu einem zehntägigen Informationsaufenthalt nach Polen zu entsenden. Die Allgemeinen Studentenausschüsse der Technischen und der Freien Universität Berlin haben sich gegen eine Annahme dieser Einladung gewandt und erklärt, damit werde der Beschluß der Delegiertenkonferenz des VDS vom November 1954 verletzt, wonach eine Zusammenarbeit nur mit solchen Studentenverbänden möglich ist, die die von der Internationalen Studentenkofferenz aufgestellten „Prinzipien der Zusammenarbeit“ anerkennen. (DISKUS/colloquium, Berlin)

Deutschland-Nachrichten

Hamburg: Spatzen sind im Gegensatz zu der üblichen Meinung durchaus wanderlustige Vögel. Sie führen innerhalb von wenigen Monaten Züge von 50 und mehr Kilometer durch, die allerdings in keinem Zusammenhang mit dem üblichen Vogelzug stehen. Diese Feststellung machte das schleswig-holsteinische Pflanzenschutzamt, das in den letzten Jahren Beringungsversuche mit Tausenden von Spatzen durchführte. Dabei wurde in verschiedenen Fällen eine „Landflucht“ der Spatzen festgestellt, die sie aus den Landbezirken — wo sie beringt und freigelassen wurden — in die Großstädte führte. So fanden sich Vögel, die aus rein ländlichen Gebieten nach dem Kieler Hauptbahnhof gezogen waren, andere Tiere zog es von Mittelholstein nach Hamburg. Ein besonders „vergnügungssüchtiger“ Jungspatz landete auf seiner Abwanderung von Mittelholstein auf der Reeperbahn. Es ist noch unklar, welche Ursachen dazu führten, obwohl ja in seinem ländlichen Heimatgebiet bessere Nahrungsbedingungen als in den Großstädten bestehen. Die Beobachtung der Landflucht kann vorläufig jedoch noch nicht verallgemeinert werden. (DISKUS/df)

Würzburg: Mit der immer häufiger werdenden Einschränkung der Pressefreiheit von Studentenzeitschriften durch die Studentenausschüsse einiger Universitäten befaßte sich die Delegiertenversammlung des Liberalen Studentenbundes Deutschlands in Würzburg und lehnte dabei jeglichen Einfluß von Organen der studentischen Selbstverwaltung auf die Studentenpresse als Behinderung der Pressefreiheit ab. Jener Pressefreiheit, ohne die eine freie Meinungsbildung für die Studentenschaft faktisch unmöglich ist. Weiter beschloß man mit knapper Mehrheit, im gegenwärtigen Zeitpunkt eine allgemeine Wehrpflicht abzulehnen. Für die Dauer der Teilung Deutschlands sollte stattdessen lieber ein Freiwilligenheer mit Milizsystem aufgestellt werden. (DISKUS/Studentenspiegel)

Große Wirkung einer kleinen, wohlschmeckenden Tablette:

„Mich kann nichts erschüttern!“

Eine Entdeckung, die alle Studenten aufatmen läßt. Neuer Wirkstoff gegen Hemmungen, Prüfungsangst und Lampenfieber.

Jeder Studierende kennt es: das Prüfungsieber, das schon Monate vor den Examen beginnt. Der gewaltige Wissensstoff, der verarbeitet werden soll, die Angst vor dem Versagen und die tägliche Hast des modernen Lebens erzeugen nervöse Überreizung, innere Unruhe und Schlafstörungen. Das Resultat ist mangelnde Konzentrations- und Leistungsfähigkeit. Eine geniale Entdeckung der deutschen Wissenschaft hat hier endlich geholfen. Sie fand den Wirkstoff Oxo-

phenhydroxazin, der das autonome Nervensystem entspannt und binnen kurzem beruhigend, glättend und ausgleichend wirkt, ohne am Tage müde zu machen. Er ist nur in „Ruhmal“ enthalten, das jetzt in allen Apotheken ohne Rezept zu haben ist. „Ruhmal“ füllt keine Wissenslücken, aber es gibt Gelassenheit und überlegene Ruhe, und das ist wichtig für jeden, der in kritischen Situationen einen klaren Kopf behalten muß. „Ruhmal“ enthält weder Barbiturate noch

Bromverbindungen, ist unschädlich und führt auch bei Dauergebrauch nicht zu Suchtgefahr oder Gewöhnung. Es ist wirklich ein guter Rat: Sei doch vernünftig — nimm „Ruhmal“.

Ruhmal

Kostenlos erhalten Sie eine Probe „Ruhmal“. Schreiben Sie einfach eine Postkarte an das AMOL-Werk, Hamburg, Amol-Posthof 53

Junger deutscher Reigen

(Fortsetzung von Seite 1)

dokumentiert sich der enge Zusammenhang zwischen den Organisationen der Erwachsenen und den von ihnen unterstützten neo-nazistischen Jugendgruppen deutlicher als in dem, was als „Kulturarbeit“ in diesen Gruppen sich präsentiert und zugleich dem Einblick von außen weithin entzogen ist. Das „Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes“, von dem ehemaligen SA-Kulturverwalter Dr. Böhme ins Leben gerufen, ist daran, in allen größeren Städten Westdeutschlands Zweigstellen einzurichten, die sich vor allem um die Betreuung der Jugend kümmern sollen. Zum Beispiel gilt die besondere Sorge und Aufmerksamkeit der von Hans Grimm und Will Vesper veranstalteten „Dichtertreffen“ den jungen Talenten. Wenn aber eine „Mutter“ in den nazistischen „Klütter-Blättern“ beschreibt, wie sehr sie den Tod ihres Sohnes im Osten begrüße, weil damit die von alters her deutsche Erde geheiligt wurde und sie erst seit seinem Tod wisse, wie sehr sie ihn liebte, oder wenn die „Nation Europa“ schreibt: „Hitler, der kinderlos Einsame, hinterließ sie uns (die Jugend) als sein schönstes Erbe“, so wird offenbar, unter welchen Gesichtspunkten diese „Betreuung“ vor sich geht und welchen Vorbildern sie nachstrebt. Welche Hoffnungen sich damit verbinden, sagen die „Klütter-Blätter“ in schöner Offenheit und zugleich mit der dummstolzen Geste eines, der sich auf der Seite des geschichtlich Stärkeren wähnt: „Um 1976 wird die andere Jugend die Führung übernehmen, die in der HJ ihre entscheidenden Eindrücke empfangen hat. Ob man das für erfreulich oder mißlich ansieht, das ändert nichts am Gang der Geschichte.“

Von dieser Einsicht in den Gang der Geschichte her bemißt sich auch das Selbstverständnis der braunen Epigonen und ihr Urteil über die heutigen Verhältnisse. Zumal die Jugendgruppen sich als die „wahren Wächter wider den Bolschewismus“ empfinden, und jeder, der sie in dieser „ehrenvollen Wacht fürs Vaterland“ anzuzweifeln, ja überhaupt sich ihnen kritisch zu nähern oder sie gar anzugreifen wagt, muß gewärtig sein, selber den Bolschewisten zugerechnet zu werden. So schrieb das „Jugendkorps Scharnhorst“, man „hätte die Demonstranten gegen den Stahlhelm, diese rote Meute von Gewerkschaftern, Falken und Kommunisten über die Zonengrenze treiben sollen...“

Infolgedessen ist in den Organen der neo-nazistischen Jugendbünde von Nation, Ehre, Blut, heiligen Flammen oder starken Herzen reichlich die Rede. Als Beispiel mag eine willkürlich herausgegriffene Nummer der Zeitschrift für den Eltern- und Freundeskreis des Jugendbundes „Adler“ dienen („Unsere Arbeit“, Heft 2/1955), deren Kopf ein niederstürzender Adler, das Emblem der Fallschirmjäger des zweiten Weltkriegs, zielt. Auf der Titelseite ist ein „Zuruf“ von Erwin Guido Kolbenheyer abgedruckt; dann folgt ein Bericht über eine Feier in Bamberg, auf der der Gründung des II. Deutschen Reiches durch Bismarck gedacht wurde. Hier nur das Programm dieser Feierstunde:

Lied: „Deutschland, heil'ges Wort...“
Begrüßung (Kamerad Müller)
Lied: „Nichts kann uns rauben...“
Gedicht: „Wir Jungen, die wir Deutschland lieben...“
Lied: „Wir tragen das Vaterland in unsern Herzen...“
Gedicht: „Deutschland ist mir das Heiligste...“
Lied: „Nur der Freiheit gehört unser Leben...“
Sprechspiel: „Das Werden des Reiches...“
Lied: „Wenn alle untreu werden...“
Gedicht: „Glorreich vollendeter Bismarck...“
Gedenkworte (Kamerad Seidel)
Gedicht: „Wo Bismarck liegen soll...“
Lied: „Deutschland, Deutschland über alles...“

Die folgenden Seiten des Heftes enthalten neben nationalen Sinn- und Mahnsprüchen, dem Bekenntnis des Generals v. Clausewitz („Ich sage mich los“ — „Ich glaube und bekenne“) auch eine Rezension des Filmes „Canaris“. Dort wird zunächst fachmännisch und voll heimlicher Sympathie mit den so Entstellten bemängelt, daß z. B. Heydrichs Mitarbeiter Beckmann im Film einen Armeestreifen mit der Inschrift „SD-Hauptamt“ trage, während doch jeder Kenner wisse, daß das SD-Abzeichen aus einer schwarzen Raute mit den Buchstaben „SD“ bestand. Dann aber wird Canaris als Verräter an der deutschen Sache und der Film als unzulässige Glorifizierung seiner Person abgetan, derweil Heydrich attestiert wird, daß er im Bereiche seiner Abwehr einwandfrei war — nicht ohne Seitenhieb auf das Ausland, denn der Jugendbund Adler glaubt kaum, „daß ein anderes Land, Frankreich, England oder die USA, eine solch problematische Angelegenheit aus der jüngsten Vergangenheit bereits jetzt im Film behandeln würden.“ Was Wunder, wenn auf der letzten Seite folgender Spruch zu lesen steht:

„Zerbrecht / was schlecht / und fremder Art. / Nur das bewahrt, / was euch entspricht. / Geht grad und schlicht / ohn' Rast und Ruh / der Zukunft zu. / Des Blutes Wort / sei euer Hort!“

Die Pflege der „nationalen Güter“, die Weckung eines neuen Nationalbewußtseins und die Fortführung der ruhmreichen deutschen Tradition gelten infolgedessen, eng verschwist mit der Betonung deutscher militärischer Leistungen, als Hauptaufgaben der „Kulturarbeit“ dieser Gruppen. Wollte man ihren Gedenkalendern Glauben schenken, so verkörpert sich diese Tradition vor allem in Personen wie dem Großadmiral von Tirpitz, dem Jagdflieger Mölders, dem U-Boot-Kapitän Otto Weddigen oder in Ereignissen wie der Rückkehr des Saarlandes, der Stiftung des Eisernen Kreuzes oder der Winterschlacht in den Masuren. Doch tritt dieser Nationalismus nicht mehr in seiner plumpen deutschen Gestalt auf, sondern hat sich, der Zeichen der Zeit eingedenk, ein europäisch eingefärbtes Mäntelchen umgehängt. Schon Firmierungen wie „Deutsches Kulturwerk Europäischen Geistes“ deuten

darauf hin. Vergebliche Hoffnung aber, wollte man auch nur annehmen, auch den neuen faschistischen Jugendgruppen sei es um die Einigung der europäischen Völker zu tun, handelt es sich im Grunde doch um nichts anderes als um den alten Chauvinismus, der auf die europäische Ebene übertragen wird und seine Rechtfertigung vor allem aus dem Kampf gegen den Bolschewismus bezieht. So schreibt die „Nationale Jugend Deutschlands“ im „Kompaß“:

... man dürfte noch als das beste Ergebnis die im letzten Kriege entstandene Waffenbrüderschaft ansehen, da in diesem Heer, welches gegen den Bolschewismus kämpfte, aus sämtlichen Nationen sich Streiter zusammenfanden auf Leben und Tod. Diese Männer kann man mit einem gewissen Recht als Bannerträger eines neuen Europa bezeichnen, dieses Europa, welches jetzt durch die schwarz-goldene Herrschaft um Jahrzehnte zurückgeworfen wurde. Die Taten und Gräber dieser Gefallenen mahnen uns, wach zu sein! Grundsätzlich muß gesagt werden, daß uns an einer Verschmelzung der europäischen Rassen und Völkern gar nichts, aber auch nicht das geringste gelegen ist, da eine solche Verschmelzung biologisch gesehen keinesfalls nutzbringend ist. Wir wollen im Gegenteil die Eigenarten der einzelnen Völker erhalten, da dadurch erst eine wirkliche Kräfteentfaltung erfolgt. Vielmehr wünschen wir einen europäischen Staatenbund, dessen Führung dem Volk gebührt, welches die meisten Opfer gebracht und welches über die moralischen Qualitäten verfügt, die es zur Führung berechtigen!

Kein Zweifel, welches Volk da zur Führung ausersehen ist. In solchem Geschwätz aber, das die Geschichte systematisch zu fälschen sich bemüht, wird noch einmal überaus deutlich, daß die neo-nazistischen Jugendgruppen von heute weithin eine Sache der Erwachsenen sind, derer, die nichts vergessen und nichts dazugelernt haben. Wer anders wollte heute noch diese Mythen aufwärmen!

Der Einfluß der Erwachsenen bezeichnet indessen auch die größte augenblickliche Gefahr, die zumal dort besteht, wo sich



Erwachsenenorganisationen unter geschickter Ausnutzung aktueller politischer Tendenzen zu Sachwaltern dieser Sorte von Jugendarbeit aufwerfen und sich als die wahren Diener des Staates anzubiedern versuchen. So wird in Nummer 7/1955 des „Stahlhelm“ scheinheilig rasoniert:

„Wenn derselbe Staat, der eine Wehrpflicht einführen will, aus öffentlichen Mitteln (Bundesjugendring) wahllos auch die Jugendarbeiten unterstützt, die ausgesprochen wehrfeindlich ist, auf der anderen Seite aber Jugendverbände, die eine sittliche Grundlage zum soldatischen Gehorsam aufbauen wollen, schwer darum ringen läßt, überhaupt erst mal als jugendpflegerisch anerkannt zu werden, darf er sich nicht wundern, wenn die verlangten sittlichen Kräfte bei den neuen Rekruten einfach nicht vorhanden sind.“

Noch hat der Osnabrücker Jugendring den Aufnahmeantrag einer Jugendgruppe des Verbandes Deutscher Soldaten ohne Gegenstimme mit der Begründung abgelehnt, in den betreffenden Verbänden werde keine echte jugendpflegerische Arbeit geleistet, doch hat man andernorts ähnliche Gruppen „um des lieben Friedens willen“ bereits aufgenommen.

Auf lange Sicht jedoch droht die Gefahr auch von anderer Seite, und die Hoffnung, gerade das eindeutige faschistische Gebaren hindere die Gruppen, die es an den Tag legen, daran, jemals zum Erfolg zu kommen, kann sich als trügerisch erweisen. Denn diese Meinung richtet sich in der Regel allzu einseitig nach jenen Phänomenen, wie sie uns vom historischen Faschismus her geläufig sind, und ist nur allzu leicht bereit, alles, was diese Phänomene nicht zeigt, zumindest als nicht faschistisch anzusehen. Doch Trommeln und Fanfaren oder die Verherrlichung der nationalsozialistischen Vergangenheit sind zwar eindeutige, aber auch oberflächliche Kriterien. Schon die Tatsache, daß in der Jugendarbeit heute die Jüngeren von den Älteren oftmals nur den Buchstaben, nicht aber das Wort übernehmen und der Jugending in Bad Hersfeld etwa kürzlich beschlossen hat, aus seiner Satzung den Absatz 8 des Paragraphen 2, der lautet: „Aufgabe des Ortsjugendringes ist es, ein Aufleben militaristische, nationalistischer und totalitärer Tendenzen im Interesse der Jugend mit allen Kräften zu verhindern“, als „unzeitgemäß“ und „Relikt aus den Tagen der Militärregierung“ zu streichen, ist ein Alarmzeichen ersten Ranges. In dem Maße, in dem hier die Einsichten und Konsequenzen aus den ersten Nachkriegsjahren als anachronistisch abgetan werden, wird der Boden für jene vorbereitet, denen an Einsichten und Konsequenzen nicht das geringste liegt.

Ähnliches — Andeutungen müssen hier genügen — hat sich nach dem ersten Weltkrieg schon einmal abgespielt. Vor 1914 war die Jugendbewegung ihrer Tendenz nach eine Bewegung „auf etwas hin“, nämlich auf ein Engagement im gesellschaftlichen Raum, ein Protest und ein Versuch, die Gesellschaft zu reformieren, so unklar die Vorstellungen darüber auch immer gewesen sein mögen. In der bündischen Periode nach 1918 verlor die Jugendbewegung indessen jede Tendenz zu Protest und Reform und zog sich, indem die Bündische Jugend darauf verzichtete, auf die Gesellschaft, in die sie gestellt war, einzuwirken, auf sich selbst zurück. Stattdessen wurde die Ideologie des „Lebensbundes“ gepflegt und Hand in Hand mit einer Betonung formaler Gesichtspunkte, die den Nestabend des Wandervogels in den „Dienst“, das Wanderkleid in die Uniform verwandelte, ein Kult mit dem Geheimnisvoll-Mystischen getrieben und die Abneigung gegen alle Rationalität, Intellekt und „Problematik“ seltam hervorgekehrt. Was der bündischen Mythologie als wert und teuer galt, waren verschwommene Begriffe von Führer und Gefolgschaft, Bund und Reich, Ostland und Volkstum, Schwertertänze und Runenfahnen. Was Wunder, wenn die Bündische Jugend später weithin der nationalsozialistischen Bewegung, die sich diesen Kult geschickt zunutze zu machen verstand, anheim fiel und ihr den Boden bereitete.

Daran hat sich, so scheint es, nach 1945 und zumal in der gegenwärtigen Periode der Restauration wenig geändert, ja, das, was heute als faschistisch sich zu erkennen gibt, präsentiert sich oftmals im Gewande der alten bündischen Ideologie, zu dem einige Flicker aus den Jahren der braunen Diktatur gekommen sind. Fälle wie der „Deutsche Pfadfinderbund 1911“, der in Aßmannshausen eine „Rüstkammer“ unterhält, in der es Reichskriegsflaggen und Siegrunen, schwarze Breechesen und Schul-

Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG - BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131

(nächt der Universität)

Fernruf 77 55 89

terriemen oder Landkarten über „Deutsches Blut in Europa“ zu erwerben gibt, bezeichnen dabei nur das Extrem. Die eigentliche Gefahr droht dort, wo „Ostlandarbeit“ weiter betrieben und an Lagerfeuern weiter vom „deutschen Wesen“ und der „deutschen Sendung“ gesprochen wird und sich die Vernebelung der Geister gerade in der Versicherung ausdrückt, man sei betont „unpolitisch“ — ein Problem, das sich heute in sehr vielen Jugendorganisationen, Gruppen und Bündis stellt. Es geht nicht nur darum, die ewig Unbelehrbaren zurückzuweisen, die sich so leicht erkennen lassen. Nicht jene, die heute schon wieder Trommeln rühren und Fanfaren blasen, bezeichnen allein die Gefahr. Es geht darum, die Fragen über die Jahre der braunen Diktatur hinaus zu stellen und den Faschismus nicht nur in den Phänomenen zu suchen, die uns aus jenen Jahren in Erinnerung sind, sondern ihn auch dort zu erkennen, wo er sich vorbereitet hat und wieder vorbereiten kann. Der Kampf gegen militaristische, nationalistische und totalitäre Tendenzen bedeutet für alle Jugendorganisationen, die sich als demokratisch ansehen, auch, sich mit der Vergangenheit und dem Erbe der Jugendbewegung kritisch auseinanderzusetzen und die eigene Arbeit daran zu messen, was sie aus diesem Erbe, sei's bewußt, sei's unbewußt, an Gutem und Schlechtem, an Nutzbringendem und Verderblichem übernommen hat. Das wäre auch ein erster Schritt zur Auseinandersetzung und Bewältigung der jüngsten deutschen Vergangenheit überhaupt, die in unserem Lande noch immer auf sich warten läßt.

Carl-Christian Kaiser

Goldenes Kalb im Fegfeuer

(Fortsetzung von Seite 2)

schreibt — Die Red.) keine Gelegenheit zu geben, Interzonenreisen zu Verwandten oder Bekannten für ihre offenbar hetzpropagandistischen Zwecke auszunutzen... Darum haben sich in unserer Gruppe die betreffenden Freunde bereit erklärt, auf ihre Reise zu dieser Zeit zu verzichten.“ Befolgen wir nun das von uns selbst aufgestellte Postulat des tätigen Mitdenkens, scheint sich das FORUM im Widerspruch zu seiner eigenen Leserschaft zu befinden, die es repräsentieren will. Der Protest der Dresdener Studenten richtet sich gerade gegen die Einschränkung der Reisefreiheit, darüber hinaus jetzt auch mit den Kommilitonen der Universität in Prag gegen das Primat der politökonomischen Lehren, die schon a priori unter der Bedingung ihrer Revision zu stehen scheinen. In Polen wendet man sich ebenfalls gegen die Bevormundung durch die ideologischen Beckmesser, die sich bereits darüber den Kopf zerbrechen, ob nicht die KPP am Ende die Kontrolle und das Primat über das Leben der Gesellschaft verliert.

Uns scheint, daß das zu Beginn zitierte Wort von Macchiavelli auch auf jene Beckmesser anzuwenden ist, zu denen nach unseren Schlußfolgerungen das FORUM mitgehört. Nach seiner Ideologie ist die Wahrheit als richtige Widerspiegelung der objektiven Realität im Bewußtsein definiert. Das Kriterium für die Richtigkeit bildet dabei die gesellschaftliche Praxis. Indem das FORUM selbst in Widerspruch zu jener Praxis gerät, die die Dresdener Kommilitonen als Teil der Gesellschaft üben, hebt es

Frankfurt. — Die leitenden Ärzte des Markuskrankenhauses haben 15 000,— DM gespendet, damit den Jungärzten eine einigermaßen nennenswerte Vergütung für ihre Arbeit gewährt werden kann.

seinen Wahrheitsanspruch damit auf und gerät in den Gegensatz zum geschichtlichen Prozeß. Das Postulat der „totalen Machbarkeit“ der Geschichte erweist sich als Fiktion, die sich gegen ihren Urheber selbst kehrt. „Es ist eine unumstößliche Wahrheit“, schreibt Macchiavelli, „die sich uns überall in der Geschichte zeigt, daß die Menschen der Fortuna nachhelfen können, daß sie sich ihr aber nicht zu widersetzen vermögen: sie sind imstande, ihre Fäden zusammenzuweben, aber nicht, sie zu zerreißen.“ Wir entrüsten uns nicht über das FORUM, sondern warten die Zeit ab. Auch die westlichen Entrüstungen zum Tage der Einheit am 17. Juni sollten angesichts des Zypern- und Algerienbeispiels etwas gedämpfter kommen. Statt unnötigen Lamentierens sollten wir versuchen, zusammen mit Herrn Chruschtschew zu jener aktiven Koexistenz zu kommen, die sich nicht nur auf den handelspolitischen Sektor, sondern auch auf die Lehre vom Sein der Gesellschaft erstreckt. Sie theoretisch zu begründen, wäre eine der großen historischen Aufgaben, bei denen die westliche Universität ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen könnte. Der alte Streit muß vergessen werden, um einen Blick für die Zukunft zu bekommen, die sich halb beängstigend, aber auch groß vor uns auftut. Es gilt den Mut zu neuen Konzeptionen zu haben. Für den Westen wie den Osten. Diese Konzeptionen aber sind nichts ohne die kleinen Schritte, die zu ihnen führen. Ohne sie werden sie unglaubwürdig. Die Arbeit wird schwer sein und der Erfolg weit. Aber ohne jeden Einsatz werden wir nie zu dem Tag kommen, den besonders wir Deutschen alle sehnlichst wünschen. Zu dem Tag, an dem wir aufatmend wieder von hüben nach drüben reisen können. In einem Deutschland, das dann die Wahrheit des Seins und Bewußtseins gleichermaßen darstellt, die jetzt noch verzerrt und entstellt auf beiden Seiten getrennt zu finden ist.

Horst Helmut Kaiser

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätsklinik

Land aus Schnee und Eisen

Wie ein hauchdünner, leuchtender, breiter Stoffetzen zuckte das Nordlicht gespenstisch in dem weiten Raum unter dem klaren Sternenhimmel, hier verlöschend, dort wieder aufblitzend. Der klirrende Frost ließ bei jedem Schritt den verharschten Schnee unter den Stiefelsohlen knirschen. Erste Begegnung mit dem Polarwinter in den schwedischen Bergen Lapplands! Auf dem Weg von der einsamen Bahnstation zum Verwaltungsgebäude tauchten flüchtig die Begebenheiten auf der fast dreitausend Kilometer langen Eisenbahnreise vor mir auf. Sie hatte mich von Süddeutschland, wo gerade die ersten Schneeglöckchen sich der wärmenden Frühlingssonne entgegenstreckten, in die entlegenen Regionen nördlich des Polarkreises geführt.

Nachdem ich mich bei der Bergwerksverwaltung in Malmberget bei Gällivare gemeldet und ein gutes betriebseigenes Zimmer bezogen hatte, wurde ich, obwohl als Wiso-Student mit technischen Kenntnissen nicht sonderlich „ausgerüstet“, Mitglied einer Reparaturabteilung, die für die Wartung der Maschinen in den Eisenerzgruben zu sorgen hatte. Ein Vorarbeiter nahm mich unter seine „Fittiche“; als ich mich nach einer Woche an seinen, an Flächenreichen nordschwedischen Dialekt gewöhnt hatte, kam es nicht nur zu einer für beide Teile mehr oder weniger ersprießlichen Zusammenarbeit, sondern bisweilen auch zu recht angeregten Diskussionen: die deutsche Wiederaufrüstung, soziale Fragen und technische Probleme waren die wichtigsten Themen. Aber nicht nur unter, sondern auch über Tage gab es viel Interessantes zu hören und zu sehen.



Sobald die Sonne nach dem kalendermäßigen Frühlingsbeginn ihre Bahn zusehends erweitert und die Macht des Frostes schwächt, gleicht Lappland einem herrlichen Winterparadies. In den komfortablen Hotels, die von ihren Besitzern, den Mitgliedern des schwedischen Wandervereins, einfach „Touristenstationen“ genannt werden, können besonders während der Osterfeiertage nicht alle Wintersportler unterkommen. Auf den Bahnstationen entlang dem nördlicheren Teil der Erzbahn fahren deshalb sogenannte „Hotelzüge“ auf, die sich aus gutgeheizten Schlaf- und Speisewagen zusammensetzen.

Erzbahn deckt Defizit

Noch vor einem halben Jahrhundert lebten in diesen entlegenen Regionen nur Lappen, die nach ihrer langen Wanderung aus den weiten nordrussischen Ebenen in der Fjällwelt Lapplands eine endgültige Heimat für sich und ihre Rentierherden zu finden hofften. Damals trotzten neben den Lappen nur wenige Menschen anderer Völker in diesem Gebiet den Härten des Winters. Erst als die Eisenerzfelder von Malmberget und Kiruna eine lohnende Ausbeute versprachen, mußten die Lappen ihr Land mit einer steigenden Anzahl von Norwegern, Finnen und Schweden teilen, die mit den Mitteln der modernen Technik der Natur ihre bis dahin unumstößliche Macht entranzen. Diese Entwicklung trat in ihr entscheidendes Stadium, als am 15. November 1902 die Erzbahn Gällivare-Kiruna-Narvik eröffnet und somit die Verbindung zwischen Südschweden und Lappland hergestellt wurde.

Jene wichtige Verkehrsader bringt heute ihrem Eigentümer, dem schwedischen Staat, soviel Einnahmen, daß damit das Defizit des gesamten übrigen schwedischen Schienennetzes gedeckt wird. Aus dieser günstigen Finanzlage der schwedischen Eisenbahn erklären sich auch die vorteilhaften Preise ihrer Sommerreise-Fahrkarten.

Die zunehmende Mechanisierung der Erzabbauverfahren einerseits und die steigende Nachfrage nach diesem wichtigen Rohstoff andererseits führte zu einem erheblichen Anstieg der Produktion und des Absatzpreises. Diese Entwicklung ermöglicht die Zahlung hoher Löhne, die vor allem auf junge finnische Arbeiter einen nachhaltigen Anreiz zur „Auswanderung“ nach Nord-Schweden darstellen. Der weitaus größte Teil der Erzfelder gehört der Luossavaara-Kirunavaara AB, einer Tochtergesellschaft des bedeutenden schwedischen Grängesbergkonzerns. Nachdem der schwedische Staat dank seiner Grundbesitzerrechte in Lappland vor rund dreißig Jahren diesen Konzern dazu zwingen konnte, eine Hälfte der Aktien „an den schwedischen König“ zu verkaufen, hat das schwedische Parlament aus wenig überzeugenden Gründen jetzt die Regierung ermächtigt, 1957 weitere vier Zehntel Aktien dieser Unternehmung für eine Milliarde Kronen dem Grängesbergkonzern abzukaufen. Es überrascht vor allem dabei, daß die Bergleute diesen Vorgängen min-

destens gleichgültig, wenn nicht sogar ablehnend gegenüber stehen. Sie hätten an Stelle dieser Verwendung von Staatsgeldern lieber eine Steuersenkung gesehen.

Ein ständig wiederkehrender Ausgabeposten des Staatsbudgets kommt den Lappen zugute. Es dient einmal dazu, die Eigenständigkeit der noch nomadisierenden Lappen zu fördern, und zum andern dazu, die Rentierzucht wirtschaftlicher zu gestalten. Zur Zeit gibt es nämlich nur noch wenige, dafür aber um so wohlhabendere Herdenbesitzer. Der schwedische Staat sieht nun seine Aufgabe darin, die Rentierzucht volkswirtschaftlich stärker zu nutzen und gleichzeitig wieder mehr Lappen diese ihrer Art gemäße Beschäftigung zu geben.

Unterrichtsfach: Rentierzucht

Während im Sommer alle Mitglieder solcher Lappenfamilien unter ihren Zelten in den Bergen wohnen, sind in der kalten Jahreszeit nur noch die Männer draußen bei den Tieren. Die Frauen und Kinder leben dann in ihren Hütten oder Häuschen, die — sehr häufig aus steuerlichen Gründen — nicht in unmittelbarer Nähe der Städte errichtet wurden. Zahlreiche Familien siedelten sich auf kleineren Stationen entlang der Erzbahn an. Die schulpflichtigen Kinder sind dagegen sehr häufig in modernen Schulheimen der Städte untergebracht, wo ihnen eine gründliche Ausbildung zuteil wird. Den Unterricht leiten erfahrene Lehrkräfte, die selbst Lappen sind. Sie vermitteln den jungen Menschen nicht nur das übliche Schulwissen, sondern sie führen die Kinder auch in die Geheimnisse der Rentierzucht ein; einer der Lehrer macht die jungen Lappen darüber hinaus mit der überlieferten Schnitzkunst der Vorväter vertraut.

Ein besonderes Problem stellen diejenigen Lappen dar, die zwar nicht mehr mit den Herden durch die Berge streifen, aber noch keinen richtigen Arbeitsplatz gefunden haben und ihren Unterhalt durch eine mehr oder minder versteckte Form des Bettelns bestreiten. Im Sommer gaukeln sie einfältigen Touristen gegen Entgelt „Lappenromantik“ vor. Bereitwillig stellen sie sich für ein entsprechendes Honorar vor den Kameraden der fremdländischen Touristen auf. Während der Sommermonate fristet eine von der schwedischen Eisenbahn „angestellte“ Lappenfamilie vor dem Schild „Polarkreis“ in der Nähe der Eisenbahnstation Polcirkeln ihr Dasein, damit sich devisenschwere Ausländer, die in den komfortablen Sonderzügen ins Land der Mitternachtssonne reisen, dort mit den Angehörigen jener Familie fotografieren lassen können. Welch eine Sensation: Lappen in bunten Trachten — Arctic Circle — Lappenhütte — Mitternachtssonne!

Vielleicht läßt sich das Leben dieser bedauernswerten „Fotografierlappen“ verstehen. Ihre Kultur scheint endgültig dem



Untergang geweiht. Die Zeiten sind vorüber, als die Lappen ihre Rentier- und Bärenpelze mit Tiersehnen zu Anoraks, Hosen, Stiefeln und Handschuhen zusammennähen mußten. Nur ihre allerdings maschinen-genähte Festtagskleidung schmückten sie auch heute noch mit roten, grünen und gelben Filzstreifen, und auf manchem Gürtel, gewebt aus Zinnbrokat, glänzen bisweilen noch alte silberne Beschläge. Viele dieser Nomadensöhne arbeiten in den Bergwerken; für sie — meist unbewußt — hat diese farbenprächtige Kleidung wohl noch eine ähnliche Bedeutung wie für die Urväter der Lappen, die mit den bunten Streifen ein wenig von den leuchtenden Farben des Sommers in das graue, winterliche Dunkel retten wollten. Damals waren die Wiegen der Kleinsten noch kunstvoll gezimmert und mit feinen Ornamenten geziert, die der Vater mit sorgsamer Hand geschnitzt hatte. Jetzt im Zeitalter der Technik bleibt für solche Arbeiten keine Zeit mehr.

Wolfgang H. Fischer

Alpines Zypern?

Außenpolitik spielte bei den italienischen Kommunalwahlen eine nebensächliche Rolle, soweit es um Atlantikpakt oder Koexistenz ging. In Südtirol aber stand ein Problem unausgesprochen zwischen den Zeilen der Wahlprogramme: das außen- wie innenpolitischen Zündstoff in sich trägt.

Auf grünen Transparenten, quer über die Straße gespannt konnte man „Edelweiß“ lesen. Der Uneingeweihte mocht zunächst glauben, es sei eine Einladung zum Trachtenfest oder der Hinweis auf ein Rendezvous des Alpenvereins. Edelweiß beherrschte ausnahmslos das Straßenbild. Kaum ein Transparent der Kommunisten war zu bemerken, die Democrazia cristiana, deren Devise LIBERTAS in anderen Städten von Dächern und Mauern prangte, hielt sich bei wußt zurück.

Unter dem Zeichen des Edelweiß entfaltete die Südtiroler Volkspartei eine Aktivität, die man noch vor wenigen Jahren kaum für möglich gehalten hätte. Nach 1945 schien die Tiroler Frage endgültig gelöst. Die deutschsprachige Bevölkerung war zahlenmäßig und moralisch eine Minderheit geworden. Unter Mussolini hatten die Daheimgebliebenen für Italien optiert. Die Unzufriedenen waren nach Deutschland ausgewandert. Heute sind sie in der Mehrzahl wieder zurückgekommen. Die hinhaltende Taktik der italienischen Regierung konnte diese Entwicklung nicht aufhalten. Im Gegenteil, sie hat viele Möglichkeiten zu einem vertrauensvoller Einvernehmen von vornherein erschwert. So zum Beispiel wurden allen Südtirolern deutscher Sprache die Beschäftigung in den dortigen Zweigwerken der italienischen Autoindustrie untersagt. Heute traut der Südtiroler auch der sonst toleranten Politik der Partei der Mitte nicht. Gegen ihre europäischen Bemühungen hat er das Gegenargument: Wenn schon Europa, dann ist bei uns die Probe aufs Exempel fällig.

Darunter will man aber nur Autonomie verstehen, eine Verselbständigung, die letzten Endes die Loslösung aus dem italienischen Staatsverband bedeutet. „Los von Italien“ wagt heute noch niemand öffentlich zu fordern, denn niemand kann Aufschluß darüber geben, was darauf folgen soll. Anschluß an Österreich ist keine Alternative für alle. Gegenüber Italien verkörpern die Tiroler das deutsche Element und der Italiener versteht unter deutsch erst in letzter Linie Österreich.

Am Vorabend der Wahlen verunglückten in der Nähe Bozens Österreicher, die mit einer Wiener Reisegesellschaft gekommen waren. Im Bozener Leichenhaus lagen die Toten aufgebahrt. In Österreich griff man willig nach der Gelegenheit, in diesem Augenblick auf einer Woge menschlichen Mitempfindens nach Bozen zu eilen. Es waren Mitglieder der Regierung, Vertreter des Oberbürgermeisters von Wien und der Landeshauptmann von Tirol. Sie hielten Reden vor der Trauergemeinde, Reden, wohlbedacht zum Fenster der Leichenhalle hinaus an die Adresse der Bozener Bevölkerung.

Auch Italien demonstrierte, zeigte, daß es in Südtirol steht mit dem Gros seiner Streitkräfte. Carabinieri und Bersaglieri in Paradeuniform gaben das Geleite, als die sterblichen Überreste zu den Autos getragen wurden, die sie heim nach Wien brachten.

Der Carabiniere aus der Toscana, der im Rathaus seinen Dienst tut, hält nicht viel von Politik. Er ist Italiener aus Selbstverständlichkeit, obwohl er seinen römischen Oberst nicht leiden kann.

Der Südtiroler Geschäftsmann verweigert aber dem Fremden, der vorher beim Italiener gegenüber Brot gekauft, seinen Käse. „Das ist hier so Brauch“, sagte er. Strobel

RÖMER

Klischees

- Strichätzungen
- Farbätzungen
- Autotypien
- Galvanos
- Rotaprintfolien
- Matern · Stereos

RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT / M
Mainzer Landstraße 216
Ruf 34672

Jahrzehntelang
der Universität Frankfurt am Main
verbunden steht Ihnen immer das

Haus der Bücher

PETER NAACHER
FRANKFURT AM MAIN
Steinweg 3 (An der Hauptwache)
mit seiner
Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)
Neue Telefon-Nummer: 687644, 96641/43
für Ihre Bücherwünsche zur Verfügung.

Antiquarische Studienliteratur zu günstigsten Preisen
vorrätig.

HERMANN SACK
Juristische Fachbuchhandlung
Frankfurt am Main

jetzt: Friedberger Landstr. 27, in nächster Nähe des
Gerichts

Die Bedienung im Fachgeschäft ist immer die beste

*Ein täglicher Besuch in den
Städtischen Strandbädern*

**Brentanobad
Hausen
Höchst
Niederrad
Badeanstalt
am Eisernen Steg**

Tageskarte für
Erwachsene
DM 0,50
für Kinder
DM 0,25

Gepflegte Gaststätten
Bequeme Straßenbahn-Verbindungen
Geprüftes Aufsichtspersonal

Sport und Badeamt Frankfurt am Main
Am Schwimmbad 7 · Telefon 90221 / 3565

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER
JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Neue Mitglieder

Dr. med. Arnulf Baunach, Frankfurt am Main,
Eschersheimer Landstraße 553
Prof. Dr. Hanns W. Eppelsheimer, Frankfurt am Main,
Untermainkai 15
Direktor Ernst Rieche, Commerz- und Credit Bank AG.,
Frankfurt am Main, Neue Mainzer Straße 32—36
Direktor Eugen Weidmann, Commerz- und Credit Bank AG.,
Frankfurt am Main, Neue Mainzer Straße 32—36

Im Rahmen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät spricht am

Donnerstag, dem 21. Juni 1956, 15—16 Uhr,
im Hörsaal S

Herr Professor Dr. Ernst Mannheim,
University of Kansas City, z. Z. Universität Wien
über

„Die Soziologie des Wissens und der Mitteilung“

Die Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität sind herzlich eingeladen.

Evangelische Studentengemeinde

Gottesdienst

Jeden Sonntag 10 Uhr in der Kapelle des Studentenhaus.

Vorträge

Mi., 13. 6., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhaus:
Studentenpfarrer Dr. Böhme:
„Der Einzelne und die Gemeinschaft“.
Mi., 20. 6., 19.30 Uhr, Hörsaal „H“ der Universität:
Pfarrer Dr. Hans Hermann Walz, Fulda, Generalsekretär des Deutschen Evangelischen Kirchentages:
„Bekehrung im Massenzeitalter“
Einleitung: Kirchentagspräsident D. Dr. Reinold v. Thadden-Trieglaff.
Mi., 27. 6., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhaus:
Studentenpfarrer Dr. Böhme:
„Ist die christliche Moral unmodern?“
Mi., 4. 7., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhaus:
Studentenpfarrer Dr. Böhme:
„Was hat die Ehe mit der Kirche zu tun?“

Sonstige Veranstaltungen:

Seminar: „Die evangelische Beichte“ (Leitung: Studentenpfarrer Dr. Böhme)
Mo., 11. 6., 19.30 Uhr, Kl. Klubraum des Studentenhaus:
„Das Sündenbekenntnis in der Beichte“.
Di., 26. 6., 19.30 Uhr, Kl. Klubraum des Studentenhaus:
„Die Sündenvergebung in der Beichte“.
Mo., 9. 7., 19.30 Uhr, Kl. Klubraum des Studentenhaus:
„Die Praxis der Beichte“.
Diskussionsabende: im Kl. Klubraum des Studentenhaus, jeweils 19.30 Uhr:
Mo., 18. 6., „Wie werde ich ein Menschenkenner?“
Mo., 2. 7., „Wie werde ich ein Diskussionsleiter?“
Klubabende: im Gr. Klubraum des Studentenhaus, jeweils 21 Uhr:
Mi., 13. 6., 27. 6., 4. 7.
Kurrende: jeden Freitag, 19.45 Uhr, Kapelle des Studentenhaus.
Tagung: in der Evangelischen Akademie Arnoldshain (Taunus):
„Söhne und Töchter des Jahrhunderts“
(eine Aussprache über das Generationsproblem).
Sprechstunden des Studentenpfarrers:
Mi., 17—19 Uhr, Studentenhaus, Zimmer 32/33.
Sa., 10—12 Uhr, Reuterweg 34 sowie jederzeit nach Vereinbarung.
Dienststunden im Sekretariat: (Studentenhaus, Zimmer 32)
werktags, 9—12 Uhr.

Katholische Studentengemeinde

Montag, 17.00 bis 18.30 Uhr (Int. Treffpunkt) Arbeitsgemeinschaft über
D i a m a t. Leitung Hans Baumgarten (stud. phil.).
Montag (außer 2. 7.), 19.15 bis 21.00 Uhr, in der Kapelle des Studenten-
haus: Studentische Glaubensschule.
19.15 bis 20.00 Uhr „Christliche Grundhaltungen“:
P. Prof. Dr. O. v. Nell-Breuning SJ.
20.15 bis 21.00 Uhr „Dogmatik III“:
P. Prof. Dr. O. Semmelroth SJ.
Mittwoch, 20.00 Uhr, Schumannstraße 45, Philosophische Arbeitsgemein-
schaft: „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“
Leitung: Alma v. Stockhausen (Dr. phil.).
Mittwoch, 13., 27. 6., 11. 7., 20.00 Uhr, im Kl. Klubraum des Stud.-Haus:
Mediziner-Kreis.
13. 6. „Schwangerschaftsunterbrechung, ärztliche Praxis und christliches
Gewissen“.
27. 6. „Ärztlicher Eingriff und Integrität der Person“.
11. 7. „Etwas Philosophie nützt auch dem Arzt“.
Mittwoch, 20. 6., 18. 7., 19.30 Uhr:
Ausländer-Abend.
Freitag, 20.00 Uhr, im Gr. Klubraum des Studentenhaus:
Offener Abend des Studentenpfarrers.
15. 6. „Sozialreform“.
22. 6. „Kirche hinter dem Eisernen Vorhang“.
29. 6. „Mozart-Abend“.
6. 7. „Christlicher Humor“.
13. 7. „Was heißt schon Überzeugung“.
Montag, 2. 7., 20.00 Uhr, in der Aula der Universität:
Öffentlicher Vortrag „Es gibt viele Religionen...“
Dr. Otto Karrer, Luzern.

Vorankündigung:

Sonntag, 22. 7.

SOMMERFEST der Studentengemeinde in Offenbach
(Naturfreundehaus).

Orient-Institut Frankfurt am Main

Es spricht:

Herr August Abel

über

Afrika in der europäischen Zukunft

am 23. 6. 1956 pünktlich 18 Uhr im Senckenberg-Museum

Eintritt frei für die Mitglieder der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.“ Interessenten, die die Vorträge des Orient-Institutes laufend zu besuchen wünschen, bitten wir, ihre Anschrift beim Büro des Instituts, Savignystraße 65, Telefon 77 41 64, aufzugeben. Sie erhalten alsdann zu allen Vorträgen Einladungen.

Vorlesungen über Geschichte, Philosophie und Religion des Judentums
(Loeb — Lectures)

Dr. E. L. Ehrlich (Basel)

20. Juni, 14—16 Uhr Vorlesung: Geschichte Israels im Altertum

27. Juni, 14—16 Uhr Fortsetzung: Geschichte Israels im Altertum

Dr. H. L. Goldschmidt (Zürich)

4. Juli, 14—15 Uhr Vorlesung: Maimonides, Wegbereiter zu umfassender
Weltanschauung

15—16 Uhr Theologie, Philosophie und Wissenschaft bei Maimonides

Prof. W. Kaufmann (Princeton-USA)

11. Juli, 14—16 Uhr Vorlesung: Die Freiheit im Alten Testament

18. Juli, 14—16 Uhr Vorlesung: Die Freiheit im Neuen Testament

Dr. H. C. Adler (London)

25. Juli, 14—16 Uhr Vorlesung: Theresienstadt —
Die Lehren einer Zwangsgemeinschaft

Die Vorlesungen unterliegen nicht der Belegpflicht und sind unentgeltlich

Alle Vorlesungen finden statt im Großen Übungsraum des
Philosophischen Seminars

Prof. Dr. Anton Felix Napp-Zinn, seither Universität Mainz,
wurde auf den ordentlichen Lehrstuhl für Wirtschaftliche Staatswissen-
schaften, insbesondere Verkehrswissenschaft, berufen.



II. Fachgruppentagung

der Fachgruppe Rechtswissenschaften im VDS

Am 7. Mai 1956 fand in Hamburg die II. Fachgruppentagung der Fachgruppe Rechtswissenschaften im VDS statt.

Inhalt der Tagung war neben rein geschäftsordnungsmäßigen Fragen die Beratung über das Ergebnis des abgelaufenen Studententages, die Studienreform, das Fachgruppenmemorandum und die Zusammenarbeit mit anderen Gremien im Sinne einer Interessenvertretung der juristischen Fachgruppe im VDS.

Auf die einzelnen Punkte wird in einer noch einzuberufenden Fachschaftsversammlung näher eingegangen werden.

Ein besonderes Gewicht gewann die Tagung dadurch, daß erstmals große und bedeutende Gremien wie der deutsche Richterbund, der Hamburger Richterbund, die deutsche Rechtsanwaltskammer, die hanseatische Anwaltskammer, der deutsche Referendarbund, der hanseatische Referendarbund sowie die Juristenzeitung Vertreter entsandt hatten, die sich entschieden dafür aussprachen, auch in ihrem Bereiche ernsthaft und eindringlich die studentischen Belange zu vertreten und die juristische Fachgruppe ersuchten, auch zu ihren Tagungen Vertreter zu entsenden.

Unter anderem setzte sich der Präsident der hanseatischen Anwaltskammer, Dr. Neuheuser, sehr dafür ein, daß an allen Universitäten dem Schulbeispiel der freien Universität Berlin folgend, die Studentenschaft mit Sitz und Stimme an den Dekanatsitzungen ihrer Fakultät beteiligt werden müßte. Ein Vertreter der hanseatischen Richterbundes verurteilte scharf den „Wahnsinn der Anhäufung des Spezialwissens“, da dadurch der Sinn für logisches und juristisches Denken zerstört werde und die Freiheit der Universität als Pflegestätte der Bildung und der Wissenschaft erheblich gestört werde.

Im Ergebnis läßt sich sagen, daß es erstmals gelungen ist, große juristische Fachverbände für die Arbeit der juristischen Fachgruppe zu interessieren und daß die Versicherung der Hilfe gerade dieser bedeutenden Gremien einen erheblichen Schritt vorwärts in den Reformbestrebungen bedeutet.

Wolfgang Strowick, Fachschaftsleiter

Retournons a la nature...!

In seiner vieltausendjährigen Geschichte hatte der Mensch nicht nur kämpferische, philosophische oder künstlerische Höhepunkte, nein, es gab auch solche der Hygiene. Die Ägypter beispielsweise hatten die raffiniertesten Toilettengegenstände, was ja auch auf sonstige Körperpflege schließen läßt, ebenso die alten Griechen, die dem Ideal des schönen Körpers huldigten. Darauf folgten dumpfe Zeiten des Schmutzes, etwa das Rokoko, in welchem der Mensch eigentlich nur anlässlich Geburt und Tod nähere Bekanntschaft mit dem Wasser machte und die Körperpflege auf Pudern und



„Man braucht nicht alle Betätigungen im einzelnen zu unter-
suchen: es genügt, sie unter die Zerstreuung zusammenzufassen.“
(Blaise Pascal: „Pensée“)

Parfümieren beschränkte. Heute hingegen feiert die Hygiene Triumphe. Sie ist im breiten Vormarsch und wird in absehbarer Zeit auch das letzte Dorf mit Kanal und Badewanne versorgt haben.

Dieser Umstellungsprozeß ist für einen Teil der Frankfurter Studenten offenbar zu schnell vor sich gegangen, und er setzt, verständlicherweise, solch kultur-hygienischem Ansinnen entschiedenen und erbitterten Widerstand entgegen. Für den oberflächlichen Betrachter sind vor allem die Gänge des Studentenhaus ein Quell ununterbrochener Freude, feiert dort doch Augias seine Feste. Besonders die Zwischenräume der Zentralheizungskörper eignen sich vorzüglich zur Ablage von Butterbrotpapier. Aufgeschlitzte Orangenschalen erweisen täglich ihre Verwendbarkeit als Aschenbecher, die dann zur letzten Ruhe unter besagte Heizkörper gebettet werden. Wo weder Heizschlangen noch Obstschalen sind, laden bequeme Fensterinnen zur Aschenablage ein. Dies nur für den oberflächlichen Betrachter. Freitag, den 1. 6., stand ein „dreckiger“ Aschenbecher seelenruhig auf der Treppe vom Parterre zum ersten Stock unserer Alma mater, ungefähr in der Mitte. 10 Minuten später war er von hilfe-reichen Kommilitonen zur Seite geschubst worden, um sich von dort aus einer ungestörten Betrachtung deutschen Uni-versitätslebens hingeben zu können. Viel eindrucksvoller wird aber die hygienische Reife auf stilleren Orten demon-striert. Es herrscht dort, gelinde ausgedrückt, noch der Zu-stand der vorhygienischen Zeit. Selbst wöchentliche Reini-gung ist schon nach 24 Stunden nicht mehr erkenntlich, nicht zu reden von der häufigen Überpinselung infantiler Verschen. Auch der primitive Vorgang der Wasserspülung scheint oft nicht geläufig. In England ist man da schon weiter, insofern, als auf jedem Blatt gedruckt zu lesen steht: „And now wash Your hands please.“ (Belegexemplare beim Verfasser). Immerhin ein Fortschritt, die Grundsatzfragen sind bereits anerkannt.

Wäre es auch nicht langsam bei uns an der Zeit, diesen etwas überspitzt natürlichen Habitus durch einen dem Kul-turmenschen wenigstens angenäherten Standpunkt zu er-setzen?

H. Kleinstück

KLEIN'S kleine Reinigung
auch kleine Preise!

Pullover und Kleid von 1.75 DM an
Mantel „ 4.90 „ an
Damenrock „ 1.50 „ an

Für normal verschmutzte Kleidung ohne Entfernung besonderer Flecken
und Nachbehandlung, nur Formdämpfen

FÄRBEREI
GEORG KLEIN
Annahme in allen Läden
Fabrik: Hainerweg 24
Tel. 622 51

Annahmestellen: Stiftstraße 39 (Rundschau), Mörfelder Land-
straße 225, Eschersheimer Landstraße 40 und 386, Leipziger
Straße 62a, Kaiserstraße 37, Schweizer Straße 18.

ROLF KERST

Inh.: E. Groß

Fachbuchhandlung für Rechts- und
Wirtschaftswissenschaft

Klingerstraße 23 (zwischen Zeil und Gericht):

Sortiment und Antiquariat

Schloßstraße 81: Antiquariat

Aus unserem Antiquariat empfehlen wir besonders
Vorauslagen der Beck'schen Kurzkommentare (u. a.
Palandt, BGB. in den Auflagen 1949—1955)

KUNSTHANDLUNG

Karl Vonderbank
VORM. TRITTLER

FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11

Gemälde · Aquarelle · Stiche

Reproduktionen

Einrahmungen in eigener Werkstatt

Wenn nach den schriftlichen Arbeiten eines Bewerbers bereits feststeht, daß ein ausreichendes Ergebnis der Prüfung nicht zu erwarten ist, so kann der Vorsitzende des wissenschaftlichen Prüfungsamtes ihn von der mündlichen Prüfung zurückweisen und die Prüfung für nicht bestanden erklären. Diese Entscheidung gilt auch dann, wenn der Bewerber seinen Rücktritt von der Prüfung erklärt. Der Vorsitzende muß den Bewerber auch dann von der mündlichen Prüfung zurückweisen und die Prüfung für nicht bestanden erklären, wenn sich nachträglich an der sittlichen Unbescholtenheit des Bewerbers begründete Zweifel ergeben haben.

Zur mündlichen Prüfung und den mit ihr verbundenen Arbeiten unter Aufsicht läßt der Vorsitzende des wissenschaftlichen Prüfungsamtes den Bewerber schriftlich ein. Kann der Bewerber zu dem angegebenen Zeitpunkt nicht erscheinen, so hat er dies unter Angabe der Gründe bis spätestens acht Tage vor der Prüfung dem Vorsitzenden zu melden. Der Vorsitzende entscheidet, ob die dargebrachten Gründe es rechtfertigen, den Zeitpunkt zu verschieben. Läßt der Bewerber den angesetzten Zeitpunkt ohne rechtzeitige Mitteilung verfallen, so ist die Prüfung für nicht bestanden zu erklären.

Die einzelnen Fächer der mündlichen Prüfung können auf mehrere Tage verteilt werden. Die gesamte mündliche Prüfung eines Bewerbers soll jedoch in einer Woche erledigt sein. Die Verteilung der Prüfung auf einen längeren Zeitraum ist nur auf Grund eines amtsärztlichen Zeugnisses zulässig. Die Gesamtpfung muß in einem Monat beendet sein. Jeder Bewerber ist einzeln zu prüfen. Die Prüfungszeit für jedes Fach beträgt in der Regel eine Stunde, für die allgemeine Prüfung in Philosophie, Pädagogik und Politik 45 Minuten.

Das Ergebnis der Prüfung ist für jedes Fach unmittelbar nach jeder einzelnen mündlichen Prüfung auf Grund aller Unterlagen von den Prüfenden und den Beisitzern festzustellen und in einem der Urteile „sehr gut“ (1), „gut“ (2), „befriedigend“ (3), „ausreichend“ (4), „mangelhaft“ (5) und „ungenügend“ (6) zusammenzufassen. Das Gesamturteil der Prüfung ergibt sich aus den Ergebnissen der einzelnen Teilprüfungen und ist mit einer der Noten „mit Auszeichnung“ (1), „gut bestanden“ (2), „befriedigend bestanden“ (3) und „bestanden“ (4) zu bezeichnen. Hat der Bewerber die Prüfung bis auf ein Fach bestanden, so kann er innerhalb eines Jahres, vom Zeitpunkt der mündlichen Prüfung ab gerechnet, eine Ergänzungsprüfung in diesem Fach ablegen, ohne daß die Prüfung für nicht bestanden erklärt wird. Besteht der Bewerber die Ergänzungsprüfung nicht oder legt er sie nicht in der bezeichneten Zeit ab, so ist die Gesamtpfung für nicht bestanden zu erklären. Die Ergänzungsprüfung kann nur einmal abgelegt werden. Ist die Gesamtpfung nicht bestanden, so kann sie einmal vor dem wissenschaftlichen Prüfungsamt, vor dem die erste Prüfung abgelegt wurde, wiederholt werden. Für die Wiederholungsprüfung können die schriftlichen Hausarbeiten angerechnet werden. Auch sonst können ausreichende Leistungen der ersten Prüfung in den einzelnen Fächern berücksichtigt werden. Die Wiederholung muß spätestens zwei Jahre nach der ersten mündlichen Prüfung erfolgen.

Geistliche, die nach Ablegung aller zur Bekleidung ihres Amtes erforderlichen Prüfungen und nach Erlangung der Ordination oder Priesterweihe mindestens zwei Jahre in der Seelsorge oder im Schuldienst tätig waren, erhalten das Zeugnis über die wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen, wenn sie in einer mündlichen Prüfung ihre Befähigung für den Religionsunterricht auf der Oberstufe und durch die schriftlichen Arbeiten unter Aufsicht sowie die mündliche Prüfung die

Lehrbefähigung in einem Unterrichtshauptfach oder in zwei anderen Fächern nachweisen. Erstreben sie statt Religion ein anderes Fach für die Oberstufe, so haben sie dafür eine schriftliche Hausarbeit anzufertigen.

Die Gebühren betragen für die erste Prüfung und die Wiederholungsprüfung je 80,— DM, für jede Ergänzungs- und Erweiterungsprüfung 40,— DM. Für Verteilung der mündlichen Prüfung auf einen längeren als den vorgeschriebenen Zeitraum ist ein Zuschlag von 20,— DM für jedes Fach zu zahlen. Die Gebühren sind sofort bei der Meldung an die für das wissenschaftliche Prüfungsamt zuständige Kasse zu zahlen. Die Zulassung wird erst nach erfolgter Zahlung ausgesprochen. In Fällen besonderer Notlage kann der Vorsitzende Teilzahlung oder Stundung von Prüfungsgebühren bewilligen. Wird die Zulassung versagt, werden die eingezahlten Gebühren zurückerstattet. Tritt der Bewerber vor der mündlichen Prüfung zurück und weist nach, daß Krankheit oder außergewöhnliche Umstände ihn dazu zwingen, so ist ihm die Hälfte der gezahlten Gebühren zurückzuerstatten. In allen anderen Fällen bleiben die eingezahlten Gebühren verfallen, gleichviel, ob die Prüfung zu Ende geführt wird oder nicht.

Promotionsordnung für die Philosophische Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Die Philosophische Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main verleiht den akademischen Grad eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.) nur im normalen Promotionsverfahren nach ordnungsmäßigem Studium auf Grund einer vom Bewerber verfaßten und mit Genehmigung der Fakultät durch ihren Druck veröffentlichten wissenschaftlichen Abhandlung (Dissertation) und nach Ablegung einer mündlichen Prüfung (Rigorosum).

Das Gesuch um Zulassung zur Promotion ist an die Fakultät zu richten und dem Dekan persönlich einzureichen. Im Gesuch sind Titel der verfaßten Dissertation und die für die mündliche Prüfung gewählten Fächer (das Hauptfach und zwei Nebenfächer) anzugeben. Dem Gesuch sind beizulegen:

1. ein in deutscher Sprache abgefaßter Lebenslauf, der über den Bildungsgang des Bewerbers Aufschluß gibt. Er muß die Namen der Hochschullehrer enthalten, bei denen der Bewerber gehört hat.

2. das Reifezeugnis des Bewerbers.

3. den Nachweis eines ordnungsgemäßen und gründlichen Fachstudiums an der Philosophischen Fakultät einer deutschsprachigen Universität von mindestens acht Semestern, davon zwei an der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Durch Abgangszeugnis und Kollegbücher oder Verzeichnis der belegten Seminare, Übungen und Vorlesungen muß das ordnungsgemäße Studium in einem Hauptfach und mindestens zwei Nebenfächern nachgewiesen werden.

4. ein Führungszeugnis der zuständigen Universitätsbehörde oder, wenn der Bewerber über 3 Monate exmatrikuliert war, ein polizeiliches Führungszeugnis.

5. eine Erklärung darüber, ob und mit welchem Erfolg der Bewerber sich bereits einer anderen Doktorprüfung oder einer sonstigen Hochschul- oder Staatsprüfung unterzogen hat.

6. eine von ihm verfaßte Arbeit über ein selbstgewähltes Thema als Dissertation. Ihr Gegenstand muß einem in der Fakultät vertretenen Wissensgebiete entnommen

sein. Die Abhandlung muß wissenschaftlich beachtenswert sein und die Fähigkeit des Bewerbers zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit und angemessener Darstellung erweisen. Die Sprache der Dissertation ist Deutsch oder Lateinisch. Über Zulassung anderer Sprachen entscheidet die Fakultät. Am Schlusse der Abhandlung hat der Bewerber anzugeben, welcher Quellen und Hilfsmittel er sich für ihre Ausarbeitung bedient hat. Dieser Angabe ist die eidesstattliche Erklärung anzufügen, daß darüber hinaus keine weitere Beihilfe stattgefunden hat.

7. eine Erklärung darüber, ob die Arbeit schon einmal einer Fakultät oder einer anderen Stelle zur Prüfung vorgelegen hat und ob sie vorher ganz oder im Auszug veröffentlicht worden ist.

8. die vom Bewerber bisher im Druck veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten.

9. eine Erklärung, daß dem Bewerber die Promotionsordnung bekannt ist.

10. eine Quittung der Universitätsquästur über die eingezahlte Gebühr.

Lateinkenntnisse werden für die Promotion vorausgesetzt. Sind sie, wie die für bestimmte Fächer erforderliche Kenntnis des Griechischen, durch das Reifezeugnis oder durch eine anerkannte Ergänzungsprüfung nachzuweisen.

Über die Annahme des Gesuches entscheidet nach der Prüfung der eingereichten Unterlagen der Dekan auf Grund der Bestimmungen. Die Zurücknahme eines Promotionsgesuches ist nur so lange zulässig, als nicht durch eine ablehnende Entscheidung über die Dissertation das Promotionsverfahren beendet, eine Umarbeitungsfrist für die Abhandlung gestellt wurde oder die mündliche Prüfung begonnen hat.

Werden auf Grund der eingereichten Unterlagen die Vorbedingungen zur Zulassung eines Bewerbers vom Dekan als erfüllt angesehen, so bestellt dieser die Gutachter zur Beurteilung der Dissertation, und zwar einen Referenten (in der Regel der Anreger der Arbeit) und einen Korreferenten. Beide Referenten legen der Fakultät ein begründetes Gutachten über die Dissertation vor. Die Fakultät kann die eingereichte Arbeit auf Vorschlag der Referenten zur Umarbeitung binnen einer bestimmten Frist zurückgeben, die ein Jahr nicht überschreiten soll und nur mit besonderer Genehmigung der Fakultät verlängert werden kann. Verstreicht die Frist, ohne daß die Arbeit von neuem eingereicht wird, so gilt damit die Doktorprüfung als nicht bestanden. Die abgelehnte Arbeit verbleibt mit allen Gutachten bei den Akten der Fakultät.

Nach Annahme der Dissertation durch die Fakultät wird der Bewerber zur mündlichen Prüfung zugelassen. Sie ist in der Regel binnen eines Jahres abzulegen. Den Termin setzt der Dekan nach Anhören des Bewerbers fest. Als Prüfungsfächer der Philosophischen Fakultät gelten diejenigen Fächer, für die ein planmäßiger Lehrstuhl besteht oder die in der planmäßigen Vertretung eines Faches als Untergebiete eingeschlossen sind. Nebenfächer müssen so gewählt werden, daß sie in einem sinnvollen Zusammenhang mit dem Hauptfach stehen und ein angemessenes Wissensgebiet sichern. Ungeeignete Zusammenstellungen kann die Fakultät ablehnen. Mit Genehmigung der Fakultät kann ein Nebenfach — in besonders begründeten Fällen auch zwei Nebenfächer — aus den anderen Fakultäten der Johann Wolfgang Goethe-Universität gewählt werden.

Die mündliche Prüfung dauert im Hauptfach mindestens eine Stunde, in den Nebenfächern im allgemeinen

je eine halbe Stunde. In den historischen Hilfswissenschaften wird eine Stunde geprüft. Prüfer im Hauptfach ist regelmäßig der Anreger der Dissertation.

Das Ergebnis der mündlichen Prüfung wird in jedem Fach von dem Prüfer nach Rücksprache mit dem Beisitzer durch eine Note festgesetzt. Nach Abschluß der Prüfungen in den einzelnen Fächern berät der Prüfungsausschuß über das Gesamtergebnis. Wird die Prüfung im ganzen als bestanden gewertet, so wird auf Grund der Einzelnoten eine Gesamtnote mit den Prädikaten „rite“ (genügend), „cum laude“ (gut), „magna cum laude“ (sehr gut), „summa cum laude“ (ausgezeichnet) festgesetzt.

Hat der Bewerber die Prüfung nicht bestanden, so darf er sich zur Wiederholung der ganzen Prüfung nicht früher als nach Ablauf eines halben Jahres und nicht später als nach Ablauf zweier Jahre melden. Ausnahmen kann die Fakultät zulassen. Die Prüfung gilt als nicht bestanden, wenn bei einem Prüfer die Note „rite“ nicht erreicht wurde. War das Ergebnis nur in einem Fache nicht genügend, so kann der Dekan nach Anhören des Prüfungsausschusses die Wiederholung auf dieses Fach beschränken. Eine mehr als einmalige Wiederholung der Prüfung ist ausgeschlossen. Erscheint der Bewerber zu dem für die mündliche Prüfung angesetzten Termin nicht, so gilt die Prüfung als nicht bestanden.

Nach erfolgter Promotion hat der Bewerber seine Dissertation in der von der Fakultät genehmigten Form unter Berücksichtigung der gewünschten Änderungen drucken oder in einer anderen geeigneten Form vervielfältigen zu lassen. Auf dem Titelblatt ist die Genehmigung der Fakultät zu erwähnen, auf der Rückseite des Titelblattes sind die Namen der Berichterstatter und das Datum der mündlichen Prüfung anzugeben. Die Revisionsbogen der Dissertation sind dem ersten Referenten zur Erteilung der Imprimatur vorzulegen. Am Schluß der Dissertation ist ein kurzer Lebenslauf anzufügen. Innerhalb eines Jahres nach dem Bestehen der mündlichen Prüfung hat der Bewerber die vorgeschriebene Anzahl von 150 Pflichtexemplaren seiner Dissertation der Fakultät abzuliefern. Auf Antrag kann diese Frist in besonders begründeten Fällen verlängert werden. Versäumt der Bewerber die ihm gestellte Frist, so erlischt für die Fakultät die Verpflichtung zur Aushändigung des Diploms unter Verfall der Gebühren. Mit der Ablieferung der gedruckten Pflichtexemplare der Dissertation an die Fakultät sind die Promotionsleistungen des Bewerbers erfüllt. Mit der Aushändigung des Diploms gilt die Promotion als abgeschlossen und beurkundet. Von diesem Tage an beginnt das Recht zur Führung des Dokortitels.

Die Fakultät kann Grad und Würde des Doktors der Philosophie in Anerkennung hervorragender Verdienste um Wissenschaft und Kunst ehrenhalber verleihen. Sie ist hierbei nicht an die Voraussetzungen der allgemeinen Promotionsordnung gebunden. Die Ehrenpromotion muß mindestens von zwei Mitgliedern der engeren Fakultät beantragt werden und erfordert den einstimmigen Beschluß ihrer stimmberechtigten Mitglieder. Sie erfolgt durch Überreichung des hierüber ausgefertigten Diploms, in dem die Verdienste des Promovierten hervorzuheben sind.

Die Gebühren für die Promotion betragen zur Zeit 200,— DM. Sie werden mit Einreichung des Zulassungsantrages fällig und sind bei der Universitätskasse für die Fakultät einzuzahlen. Wird die Abhandlung zurückgewiesen oder die mündliche Prüfung nicht bestanden, so wird dem Bewerber die Gebühr nicht zurückgezahlt. In Ausnahmefällen kann die Gebühr ermäßigt werden.

Zur Zeit sind in der Philosophischen Fakultät folgende Prüfungsfächer zugelassen:

- a) Philosophische:
Philosophie
Pädagogik
Soziologie
- b) Philologische:
Griechische Philologie
Lateinische Philologie
Deutsche Philologie
Englische Philologie
Romanische Philologie
Italienische Philologie
Spanische Philologie
Orientalische Philologie
Indogermanische Sprachwissenschaft
- c) Historische und sonstige:
Alte Geschichte
Mittlere und neuere Geschichte
Historische Wissenschaften
Klassische Archäologie
Mittlere und neuere Kunstgeschichte
Musikwissenschaft
Islamische Geschichte und Kultur
Völkerkunde
Völkerkunde
Geographie

Fächer, die in der Fakultät nicht durch einen planmäßigen Lehrstuhl vertreten sind, bedürfen als Prüfungsfach der Anerkennung durch die Fakultät.

Soll ein Nebenfach aus anderen Fakultäten der Universität Frankfurt a. M. gewählt werden, so entscheidet über die Zulässigkeit der Dekan nach Anhörung der Berichterstatter, bei zwei Nebenfächern die Fakultät. Voraussetzung für die Zulassung ist ein sinnvoller innerer Zusammenhang mit dem Hauptfach, den der Bewerber in seinem Gesuch zunächst selbst zu begründen hat.

Innerhalb der Philosophischen Fakultät gehören folgende Fächer zusammen:

- a) Griechische bzw. lateinische Philologie als Hauptfach zu lateinischer bzw. griechischer Philologie als Nebenfach;
- b) Spanische oder italienische Philologie als Hauptfach zu romanischer Philologie als Nebenfach;
- c) Indogermanische Sprachwissenschaft als Hauptfach zu Philologie einer indogermanischen Sprache als Nebenfach;
- d) Alte Geschichte als Hauptfach zu griechischer oder lateinischer Philologie oder klassischer Archäologie als Nebenfach;
- e) Historische Hilfswissenschaften als Hauptfach zu mittlerer und neuerer Geschichte als Nebenfach;
- f) Klassische Archäologie als Hauptfach zu griechischer oder lateinischer Philologie als Nebenfach;
- g) Mittlere und neuere Kunstgeschichte als Hauptfach zu klassischer Archäologie als Nebenfach;
- h) Musikwissenschaft als Hauptfach zu einer Philologie als Nebenfach.

Es dürfen von den Fächern:

- A) Philosophie, Soziologie, Pädagogik,
B) Romanische, italienische, spanische Philologie,
C) Alte Geschichte, mittlere und neuere Geschichte, historische Hilfswissenschaften,

nur je zwei miteinander verbunden werden.

Über die Zusammenstellung der zu § 13 genannten Fächer mit solchen, die außerdem in der Philosophischen Fakultät gelehrt werden, entscheidet die Fakultät gleichzeitig mit deren Zulassung.

Bei Philosophie als Hauptfach ist es wünschenswert, daß eines der Nebenfächer aus den Hauptgebieten einer anderen als der Philosophischen Fakultät gewählt wird.

Übersicht über die Prüfungsordnungen

der Fachrichtungen sämtlicher Fakultäten an den Universitäten des Landes Hessen

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT

Prüfungsordnung für das wissenschaftliche Lehramt an Höheren Schulen im Lande Hessen

Die Prüfung für das wissenschaftliche Lehramt an höheren Schulen gliedert sich in zwei Abschnitte: die wissenschaftliche Prüfung und die pädagogische Prüfung.

1. In der wissenschaftlichen Prüfung soll der Bewerber nachweisen, daß er für das Lehramt an höheren Schulen wissenschaftlich befähigt und vorgebildet ist. Diesen Nachweis hat er nach den Forderungen dieser Prüfungsordnung zu erbringen, und zwar

a) durch eine allgemeine Prüfung in Philosophie, Pädagogik und Politik, b) durch Prüfungen in den einzelnen Unterrichtsfächern (hat der Bewerber eines der Unterrichtsfächer Deutsch, Latein, Griechisch, Englisch, Französisch und Mathematik gewählt, so wird er in zwei Fächern geprüft. Befindet sich unter den Fächern des Bewerbers keines der vorgenannten Hauptfächer, so wird er in drei Fächern geprüft.)

2. In der pädagogischen Prüfung soll der Bewerber zeigen, daß er den besonderen Erziehungs- und Bildungsaufgaben der höheren Schule gewachsen ist.

I. Die wissenschaftliche Prüfung

Für die Zulassung ist erforderlich

1. Der Besitz eines Reifezeugnisses;
2. der Nachweis über ein ordnungsmäßiges Studium von mindestens acht Semestern an der Philosophischen oder Naturwissenschaftlichen Fakultät einer deutschen Hochschule, eine Bescheinigung darüber, daß der Bewerber während seiner Studienzzeit 3 Monate den Schuldienst, davon mindestens einen Monat den an einer höheren Schule, kennengelernt hat.

Zum Nachweis eines ordnungsmäßigen Studiums wird gefordert, daß der Bewerber die notwendigen Fachvorlesungen sowie die für die allgemeine Prüfung in Philosophie, Pädagogik und Politik erforderlichen Vorlesungen gehört hat, und daß er in seinen Studienfächern sowie in Philosophie, Pädagogik und Politik an wissenschaftlichen Übungen, mit Erfolg teilgenommen hat.

Bewerber, deren Reifezeugnis in Latein oder Griechisch oder Hebräisch keine Note aufweist, müssen spätestens im vierten Semester ablegen: a) das Latinum für Religion, Deutsch, Geschichte, Französisch, Englisch, b) das Graecum für Religion und Latein, c) das Hebräicum für Religion. Diese Forderungen gelten nur, wenn die Lehrbefähigung für die Oberstufe erstrebt wird.

Wer die Lehrbefähigung in Deutsch erwerben will, muß nachweisen, daß er mindestens an einer sprechtechnischen Übung teilgenommen hat. Für die Fächer Erdkunde, Physik, Chemie und Biologie ist die Übung im praktischen Arbeiten durch entsprechende Bescheinigungen nachzuweisen. Die Forderung erstreckt sich für a) Erdkunde auf Teilnahme an Lehrausflügen und Übungen im Entwerfen von Kartenskizzen; b) Physik auf Arbeiten im Laboratorium mit dem Ziel, wichtige Apparate und Arbeitsmethoden kennenzulernen und Erfahrung in der Ausführung messender und darstellender physikalischer Versuche zu gewinnen; c) Chemie auf Ausführung von praktischen Arbeiten und Unterrichts-

versuchen sowie auf technologische Besichtigungen; d) Biologie auf Präparieren von Pflanzen und Tieren, die mikroskopische Technik einschließlich Mikroprojektion, Projektion, Filmvorführung, Photographieren, zeichnerische Wiedergabe selbstgefertigter Präparate, Teilnahme an Lehrausflügen.

Bewerber um die Lehrbefähigung in Leibeserziehung müssen das Zeugnis über die bestandene Vorprüfung, sowie Bescheinigungen des Hochschulinstitutes für Leibeserziehung über regelmäßige praktische Betätigung während ihres ganzen Studiums vorlegen.

Prüfungsgegenstände: für alle Bewerber Philosophie, Pädagogik und Politik in der allgemeinen Prüfung;

für die einzelnen Bewerber zwei bzw. drei der folgenden Unterrichtsfächer: Religion, Deutsch, Latein, Griechisch, Hebräisch, Englisch, Französisch, Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Leibeserziehung. Hebräisch ist bei Bewerbern, die zwei Lehrbefähigungen erstreben, nur zusätzlich möglich. Außerdem können als Zusatzfächer gewählt werden, soweit dafür Prüfende vorhanden sind: Philosophie, Pädagogik, Politik, Geschichte der Kunst des Mittelalters und der Neuzeit, Musikwissenschaft, Italienisch, Spanisch.

Schriftliche Arbeiten

Zur häuslichen Bearbeitung erhält der Bewerber als Hauptarbeit eine Aufgabe aus einem seiner wissenschaftlichen Fächer für die Oberstufe, als zweite Arbeit eine aus Philosophie, Pädagogik oder Politik nach seiner Wahl. Für die Anfertigung der Arbeiten wird eine Frist von vier Monaten gesetzt, die von der Zustellung der Aufgaben an rechnet. Auf einen spätestens vierzehn Tage vor Ablauf der Frist vorgelegten begründeten Antrag hin kann der Vorsitzende eine Nachfrist von sechs Wochen bewilligen. Weitere Verlängerung ist ausgeschlossen. Wird die Frist nicht eingehalten, so gilt die Prüfung als nicht bestanden. Weist der Bewerber jedoch nach, daß er die Frist ohne sein Verschulden versäumt hat, so werden ihm auf Antrag neue Aufgaben mit derselben Frist gestellt. Wird auch für diese Arbeiten die Frist versäumt, so gilt die Prüfung endgültig als nicht bestanden. Am Schluß jeder Arbeit hat der Bewerber zu versichern, daß er sie selbständig verfaßt und keine anderen Hilfsmittel als die angegebenen benutzt hat.

In jedem Fach ist vor der mündlichen Prüfung mindestens eine schriftliche Arbeit unter Aufsicht in höchstens vier Stunden anzufertigen. In den alten Sprachen ist die Übersetzung nebst sprachlicher und sachlicher Erläuterung eines fremdsprachigen Textes zu fordern. Eine Übersetzung aus dem Deutschen in die Fremdsprache darf nicht verlangt werden. In den neueren Sprachen ist die Aufgabe so zu stellen, daß ihre Bearbeitung die Fähigkeit des Bewerbers zeigt, sich in der Fremdsprache richtig auszudrücken. Diese Fähigkeit kann erwiesen werden durch eine Abhandlung oder eine Übersetzung in die Fremdsprache oder ein Diktat eines fremdsprachigen Textes, der in der Fremdsprache zu erläutern ist. Der Bewerber um die Lehrbefähigung in Physik für die Oberstufe muß außer der physikalischen eine zweite Aufgabe aus der Mathematik bearbeiten, falls er nicht auch die Lehrbefähigung in Mathematik erstrebt. Die schriftlichen Arbeiten unter Aufsicht sind in zwei Wochen im Zusammenhang mit der mündlichen Prüfung zu erledigen.

lebige radioaktive Stoffe in ausgiebigem Maße speichern. Außerdem würde sich die ungeheuerliche Aufgabe der Versorgung einer evakuierten Bevölkerung mit unverseuchten Lebensmitteln ergeben, und mit Wasser, um nur einiges zu nennen. Und schließlich wäre Evakuierung vor Kriegsausbruch eine politische Demonstration, die den Kriegsausbruch beschleunigen würde. Man kann sich kaum vorstellen, daß sie Wirklichkeit werden könnte.

Der Plan einer Evakuierung größerer Teile der deutschen Bevölkerung kann also zwar ausgearbeitet, aber nicht ausgeführt werden. Ich erinnere daran, daß Marschall Montgomery erklärt hat, daß alle Planungen des Obersten Hauptquartiers der Alliierten Truppen in Europa die Verwendung von Atom- und Wasserstoffwaffen vorsehen⁶⁾.

Wenn eine einzige heute gebräuchliche Atombombe, also nicht eine Wasserstoffbombe, auf eine mittlere Großstadt fällt, geht etwa $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung sofort zugrunde⁷⁾ oder in den folgenden Wochen, gleichgültig, ob sie ärztliche Hilfe bekommt oder nicht. Es ist deshalb schon vorgeschlagen worden, diese hoffnungslos Kranken gar nicht erst zu behandeln. Ein weiteres Drittel bleibt, z. T. schwer körperlich geschädigt — von den Erbschäden gar nicht zu reden — am Leben, wenn ärztliche Hilfe ausreichend vorhanden ist, was soviel wie sicher nicht der Fall sein wird. Das letzte Drittel überlebt den Angriff auch ohne ärztliche Hilfe, wenn die Versorgung mit Lebensmitteln, vor allem mit Wasser, erhalten bleibt und keine Seuchen ausbrechen. Voraussichtlich wird aber das Versorgungsnetz weitestgehend zerstört, das Trinkwasser radioaktiv und daher lebensgefährlich. Die Zerstörungskraft einer Wasserstoffbombe ist 100—120 mal größer als die einer gewöhnlichen Atombombe⁸⁾.

Durch eine einzige H-Bombe mittlerer Größe wird ein Gebiet von etwa 36 km Kantentlänge so verseucht, daß die Strahlungsmenge nach 7 Tagen noch 5 r pro Stunde beträgt, das ist 2800 mal mehr als die Ungefährlichkeitsdosis bei ständiger Arbeit mit strahlendem Material, und 28 000 mal mehr als die „Ungefährlichkeitsgrenze“ für Erbschäden. Es hängt von Wind und Wetter ab, wieviel an radioaktivem Niederschlag bei einem Bombenabwurf herunterkommt. Es gibt radioaktive Stoffe, die leicht von Pflanzen, Tier und Mensch aufgenommen und schwer wieder abgegeben werden, dazu gehören vor allem Phosphor, Jod und Strontium. Sie behalten ihre Radioaktivität lange¹⁰⁾. Fällt viel radioaktiver Niederschlag auf großer Fläche, so kann das ganze Gebiet auf Jahre hinaus unbewohnbar werden, weil Pflanze und Tier radioaktiv wurden, selbst wenn die Menschen sich haben schützen können¹¹⁾. Eine einzige H-Bombe könnte das schon für weite Gebiete der Bundesrepublik bewirken, von den Erbschäden an der Bevölkerung gar nicht zu reden.

Man spricht heute auch von chemischen Mitteln, welche die Strahlungsschädigung herabsetzen, wenn sie eingenommen oder eingespritzt werden. Dabei ist wieder zu unterscheiden zwischen allgemeinen Körperschäden und Erbschäden. Je komplizierter ein Lebewesen ist, desto anfälliger ist es im allgemeinen gegenüber Körperschädigungen durch Bestrahlung¹²⁾. Durch Versuche an Mäu-

sen — die übrigens etwa dreimal mehr an Bestrahlung aushalten als der Mensch — hat sich als bisher beste Behandlungsmethode ergeben, um Bestrahlungsschäden zu mindern: Man gibt vor der Bestrahlung eine komplizierte chemische Verbindung, die in der amerikanischen Literatur AET heißt; leider ist sie schwach giftig. Unmittelbar nach der Bestrahlung spritzt man Knochenmark ein und 10 Tage lang Streptomycin. Durch diese Behandlung konnte die Verträglichkeitsgrenze, die Toleranzdosis, für Körperschäden auf das dreifache erhöht werden. Das heißt: behandelt man die Tiere in der angegebenen Weise, so stirbt die Hälfte der Tiere erst bei dem Dreifachen derjenigen Bestrahlungsmenge, welche ohne Behandlung ausreichen würde, die Hälfte der Tiere zu töten. Es leuchtet ein, daß dieses Behandlungsverfahren viel zu umständlich ist, als daß es im Atomkrieg für den Schutz der Bevölkerung in Betracht käme. Forschung auf diesem Gebiet wird in Amerika eifrig betrieben und müßte auch bei uns mit allen Mitteln gefördert werden, auch wegen der Schädigungsmöglichkeiten durch zunehmende Verwendung der Atomenergie im Frieden.

Erbschädigungen dagegen können schon durch geringe Strahlungsmengen erzeugt werden, die im übrigen keine Körperschäden hervorrufen, so daß die Schädigung zunächst gar nicht bemerkt wird. Ich sage: solche Schädigungen können hervorgerufen werden, denn es kommt darauf an, ob die Strahlung die winzigen Erbkörper in den Zellen der Fortpflanzungsorgane wirklich trifft, und das entscheidet sich durch Zufall. Eine geringe Hoffnung, auch hier in gewissem Umfang abhelfen zu können, bieten Versuche, die in Amerika im vorigen Jahr gemacht wurden, allerdings vorerst nur an Bakterien: wenn man sofort nach der Bestrahlung geeignete Chemikalien anwendet, kann die Zahl der Erbänderungen vermindert werden, weil es anscheinend eine gewisse Zeit dauert, bis die Bestrahlung in den Fortpflanzungsorganen die Erbänderung hervorgebracht hat, die dann aber, wenn sie geschehen ist, unveränderlich bestehen bleibt. Also auch hier wieder: Forschung ist dringend nötig; und: Schutz für eine große Zahl von Leuten, oder auch nur für den einzelnen, kann auf diese Weise vorerst nicht geboten werden.

Strahlenschutz gegen Wirkungen von Atomwaffenversuchen

Bei einer Atomwaffenexplosion werden radioaktive Teilchen in ungeheurerlicher Menge erzeugt, besonders, wenn die Explosion in der Nähe des Erdbodens stattfindet, weil dann riesige Mengen von radioaktivem Staub hochgerissen werden. Während die Stärke eines radioaktiven Präparats, wie es in der Medizin verwendet wird, in der Regel nur einigen Milligramm Radium entspricht, erzeugt eine gewöhnliche Atombombe einen Rauchpilz, der eine Minute nach der Explosion eine Radioaktivität hat, die 820 000 t Radium entspricht, bei einer Wasserstoffbombe entsteht noch viel mehr. Diese Radioaktivität nimmt von selbst in ihrer Stärke ab, unabhängig davon, daß sie sich außerdem in der Atmosphäre verteilt, weil die Explosionswolke sich ausbreitet. Bei der Explosion entstehen viele verschiedene Arten radioaktiver Stoffe, die einen verlieren ihre Radioaktivität schnell, die anderen erst in Tagen, Jahren, Jahrzehnten, ja Jahrtausenden oder Jahrmillionen. Von der Radioaktivität einer gewöhnlichen Atombombe ist nach 100 Jahren im ganzen noch so viel übrig, wie 600 Gramm Radium entspricht, also mehr als ein Pfund. Ein Milligramm Radium aber muß in der Klinik schon unter Bleischutz aufbewahrt werden, es entspricht 1/600 000 der Radioaktivität, die nach einem Jahrhundert von einer Atombombe noch übrig ist.

Diese Radioaktivität wird bis in die Stratosphäre hochgerissen und dort durch Luftströme verfrachtet. Man weiß, daß es in 8—10 km Höhe recht regelmäßige, häufig engbegrenzte strahlartige Luftströmungen gibt. Es hängt von Wind und Wetter ab, wo die so verfrachtete Radioaktivität herunterkommt, in Form von Regen, Nebel, Tau, Staub. Die Geschichte der japanischen Fischer, die 150 km vom Explosionsherd entfernt in einen solchen Staubfall gerieten, ging durch die Weltpresse. Einer der Fischer ist nach einem halben Jahr an Gelbsucht gestorben. Krank wurden sie alle und zeigten mehr oder weniger starke Veränderungen im Blutbild und Störungen der Lebertätigkeit, die meisten bekamen trotz sorgfältigster Krankenhausbehandlung nach einem halben Jahr Gelbsucht¹³⁾. 16 Tage nach dem Staubregen wurde das Schiff von japanischen Wissenschaftlern untersucht¹⁴⁾, es strahlte immer noch 0,1 r pro Stunde. Die japanischen Forscher legten deshalb Mundmasken und Handschuhe an vor dem Betreten des Schiffes; nicht nur die Handschuhe, sondern auch die Mundmasken wurden radioaktiv. Die gesamte Fischladung des Schiffes wurde als gesundheitsgefährdend verworfen. Am Tage der dritten Wasserstoffbombenexplosion im Stillen Ozean fuhr ein japanisches Walfangboot in 1600 km Entfernung an Bikini vorbei. 8 Tage später, nach der Rückkehr in den Heimathafen, war seine Strahlung immer noch etwa das Doppelte der Toleranzdosis für länger dauernde Bestrahlung. Die meisten japanischen Fischerboote, die um diese Zeit zurückkehrten, hatten radioaktive Fische gefangen, zum Teil aus Gebieten, die mehr als 3200 km vom Explosionsort entfernt liegen. Während die Fischfänge aus der ersten Zeit nach den Explosionen nur Fische erbrachten, die an ihrer Oberfläche radioaktiv waren, zeigten die späteren Fänge zunehmende radioaktive Verseuchung der inneren Organe der Tiere.

Fotoplattenfirmen haben Schaden gehabt, weil die nach Atomwaffenversuchen erzeugte Radioaktivität die Platten durch die Verpackung hindurch schwärzte. Eine amerikanische Firma stellte fest, daß die Verpackungskartons, in denen sie Platten verschickte, radioaktiv waren. Für die Herstellung der Kartons war radioaktives Stroh verwendet worden, und das stammte von Feldern, die durch radioaktive Niederschläge von verhältnismäßig fernen Versuchsexplosionen verseucht waren. Das Vieh auf den Weiden in dieser Gegend war radioaktiv geworden und hatte infolge der Bestrahlung einen Teil seines Haarkleides verloren¹⁶⁾. Die Vereinigten Staaten, England und Rußland überwachen die radioaktive Verseuchung der Erdatmosphäre. Es erscheinen aber nur selten Berichte darüber in wissenschaftlichen Zeitschriften und fast nie in der Presse. Die Ergebnisse der Messungen werden im allgemeinen als geheim behandelt, weil man aus den Ergebnissen darauf schließen kann, daß und wo Atomwaffenversuche stattgefunden haben und von welcher Art sie waren. In Süddeutschland ist in den vier Monaten November 1955 bis März 1956 zwölfmal ziemlich stark radioaktiver Niederschlag gefallen¹⁷⁾, der manchmal recht nahe an die Gefährlichkeitsgrenze kam. Gewisse radioaktive Stoffe werden vom Körper ohne weiteres in Drüsen oder Knochen eingebaut, wo sie erhebliche Schäden anrichten können. Die gefährlichsten Stoffe sind: radioaktives Jod, Strontium und Phosphor. Phosphor und Strontium gehen in die Knochen, Jod in die Schilddrüse. Aufgenommener Phosphor (³²P) braucht 14 Tage, bis

seine Radioaktivität im Körper¹⁸⁾ auf die Hälfte heruntergegangen ist, Jod (¹³¹I) etwa 8 Tage, Strontium (⁹⁰Sr) dagegen 7,4 Jahre. ⁹⁰Sr ist besonders gefährlich, es ist zu 5% im radioaktiven Niederschlag einer Atombombenexplosion enthalten. Daneben gibt es noch ⁹⁸Sr, das 52 Tage braucht, bis es im Körper die Hälfte der Wirksamkeit verloren hat, es ist im Atombombenniederschlag mit 4,6% vertreten. Nehmen Pflanzen, Tiere oder Menschen solche Stoffe längere Zeit hindurch in der Nahrung oder durch die Atemluft auf, so werden diese Stoffe, weil sie längere Zeit im Organismus bleiben, immer mehr an Menge zunehmen, der Organismus speichert sie. So ist festgestellt worden: das Wasser des Columbiaflusses, an dessen Oberlauf die Hanford-Atomwerke liegen, ist in geringem Maße radioaktiv, weil die Abwässer des Werkes gut entseucht werden, bevor sie in den Fluß kommen. Das Plankton im Fluß dagegen hat zweitausendmal mehr Radioaktivität als das Flußwasser¹⁹⁾, pro Gramm gerechnet, junge Flußenten vierzigtausendmal mehr, Flußfische hundertfünfzigtausendmal mehr, junge Schwalben, die von den alten Tieren mit Wasserinsekten gefüttert werden, fünfhunderttausendmal mehr, und das Eigelb von Flußvögeln einmillionfünfhunderttausendmal mehr. Würde man durch die Abwässer des Hanford-Werkes den Gehalt an radioaktivem Phosphor im Flußwasser auch nur so weit ansteigen lassen, daß so viel darin wäre, wie man gerade noch für Trinkwasser für zulässig hält, dann wäre die Toleranzdosis für die Fische schon überschritten, sie würden Strahlenschäden zeigen und wären für menschliche Nahrung wegen ihrer Radioaktivität ungeeignet. Auch für Pflanzen ist die Speicherfähigkeit für radioaktive Stoffe nachgewiesen, besonders für ¹³¹I und ⁹⁰Sr²⁰⁾. Man hat schon vorgeschlagen, die Pflanze-Tier-Lebensgemeinschaft von Gewässern zum Aufspeichern der Radioaktivität des Wassers zu benützen und dadurch das Wasser trinkbar zu erhalten. Essen kann man die Lebewesen solcher Gewässer dann natürlich nicht mehr. Sollte ⁹⁰Sr, das ja lange radioaktiv bleibt, in gefährlicher Menge in Pflanzen auf der Erde gespeichert werden, dann wäre es schwer, es wieder loszuwerden²¹⁾. Andererseits wird dieser Stoff aber bei jeder Atombombenexplosion erzeugt und macht 5% der entstehenden radioaktiven Stoffe aus, der Wind trägt ihn überall um die Erde, und er wird schon in sehr geringer Menge für den Menschen gefährlich. Entsprechende Feststellungen, wie für Hanford, sind für andere Reaktorstationen gemacht worden, z. B. in Oak Ridge²²⁾, und die Speicherung langlebiger Radioaktivität ist nicht nur für Lebewesen der Gewässer nachgewiesen, sondern auch für Landtiere und Pflanzen²³⁾. Wegen dieser erstaunlichen Speicherfähigkeit der Lebewesen für gefährliche radioaktive Stoffe ist es leichtsinnig und irreführend, die radioaktive Verseuchung der Luft nur danach zu beurteilen, wie es gewöhnlich geschieht, ob sie durch Einatmen für den Menschen gefährlich werden kann. Schon 1/1000 der Menge an radioaktivem Jod, die durch Einatmen gefährlich würde, erzeugt eine Verseuchung der Wiesen, weidender Kühe und ihrer Milch, die hinreichen würde, milchtrinkende Kleinkinder gesundheitlich zu schädigen²⁴⁾. Es mag richtig sein, daß eine gewisse Friedensgarantie dadurch gegeben ist, daß

6) Vergl. den Bericht der Labour-Partei.

7) Vergl. L. O. Jacobsen, R. S. Stone, J. G. Allen, Jour. Amer. Medical Assoc. 15. 1. 1949.

8) Die normale Atombombe ist hier zu 20 000 t angenommen worden, die Wasserstoffbombe zu 20—40 Mill. t. Die Angabe in t bedeutet, daß die Energieentwicklung einer t des stärksten bekannten chemischen Explosionsmittels Trinitrotoluol entspricht; Angaben nach Ch. N. Martin „Hat die Stunde H geschlagen?“, Fischer-Verlag 1955.

10) Für den Physiker: ⁸⁹Sr hat eine Halbwertszeit von 53 Tagen, ⁹⁰Sr von 25 Jahren, ³²P von 14 Tagen, ¹²⁹I von 20 Mill. Jahren, ¹³¹I von 8 Tagen.

11) R. E. Lapp, Bullet. Atomic Sci. S. 542.

12) Für diese und die folgenden Angaben siehe A. Hollaender, Bullet. Atomic. Sci., März 1956, S. 76.

13) Bericht von Professor M. Tsuzuki, Münchener Medizinische Wochenschrift, 97, Nr. 31, Seite 988 (1955).

14) Bericht von Y. Nishiwaki, Professor für Strahlenbiologie an der Universität Osaka, Japan, abgedruckt in „Der Mittag“, Nr. 292/297, 1955.

15) Ch. M. Martin „Hat die Stunde H geschlagen?“, Seite 59.

17) Private Mitteilung.

18) Angaben nach B. Rajewsky, Strahlendosis und Strahlenwirkung, Verlag Thieme, Stuttgart 1954.

19) Nach Berichten der Genfer Atomkonferenz: R. F. Foster, J. J. Davis, Nr. 280 vom 30. 6. 1955; W. C. Hanson, H. A. Kornberg, Nr. 281 vom 1. 7. 1955; die Angaben beziehen sich auf den Gehalt an ³²P.

20) J. H. Rediske, F. P. Hungate, Bericht auf der Genfer Atomkonferenz, Nr. 278 vom 28. 6. 1955.

21) Siehe Zitat in Anmerkung 20, Seite. 7.

22) L. A. Krumholz, Bericht der Amerikanischen Atom-Energie-Kommission, Nr. ORO 132, 1954.

23) Dargestellt in den Arbeiten von Anmerkung 19 und 20.

24) A. C. Chamberlain, J. F. Loutit, R. P. Martin, R. Scott Russell, Bericht der Genfer Atomkonferenz Nr. 393 vom 20. 6. 1955.

die zwei größten Mächte der Erde Wasserstoffbomben haben. Aber es ist verantwortungslos von unserer Generation, hinzunehmen, daß mit solchen Waffen immer weiter Versuche angestellt werden. Denn dadurch wird die Menschheit einer Dauerbestrahlung ausgesetzt, die Erbschäden in schwer übersehbarer Ausmaß verursacht²⁵⁾. Auch ist die Entwicklung der Atomwaffen soweit, daß die Kriegführenden sich in kürzester Zeit ruinieren können. Weiterentwicklung solcher Waffen ist sinnlos.

Strahlenschutz bei der technischen Verwertung der Atomenergie

Ich stütze mich dabei auf Berichte der Genfer Atomkonferenz. Es gibt Reaktortypen verschiedener Art. Arbeitet der Reaktor mit Wasserkühlung wie die Hanfordwerke, so gibt er radioaktives Wasser ab. Daß die Lebewesen in dem Fluß merklich radioaktiv werden können, der die Abwässer des Reaktors wegführt, habe ich am Beispiel des Columbiaflusses erläutert. Auf jeden Fall gibt der Reaktor radioaktive Gase ab und bläst sie, auch radioaktiven Staub, durch einen hohen Schornstein ab. Die Folge ist eine Erhöhung der Radioaktivität in der Umgebung der Reaktorstationen. Auf Ackerpflanzen, Gras schlägt sich radioaktiver Belag nieder, die radioaktiven Stoffe werden auch teilweise von Pflanzen und Tieren aufgenommen. Gefährlich sind in dieser Hinsicht wieder Jod und Strontium²⁶⁾. Bis jetzt ist man in England und den Vereinigten Staaten davon überzeugt, daß gefährliche Verseuchung vermieden werden kann. Der englische Bericht (s. Anmerkung Nr. 24) meint aber: In Europa sollten diese Fragen der Verseuchung durch Reaktorstationen besonders sorgfältig geprüft werden, weil „wir, anders als die glücklicheren Amerikaner, damit rechnen müssen, daß Kernreaktoren verhältnismäßig nahe an Gebieten liegen, in denen reichlich Ackerbau betrieben wird, von dessen Erzeugnissen große Bevölkerungsteile abhängig sind“.

Für die im Betrieb selbst Arbeitenden ist, wie für alle mit durchdringender Strahlung Arbeitenden, international festgelegt, daß die Bestrahlungsmenge, der sie ausgesetzt sind, nicht über 0,3 r pro Woche steigen soll. Natürlich setzen sich die im Betrieb Arbeitenden Erbschäden aus. Man hat deshalb den in Reaktorstationen Arbeitenden empfohlen, nicht untereinander zu heiraten. Es gibt eine amerikanische Statistik über Ärzte, die beruflich mit durchdringender Strahlung zu tun haben, Röntgenärzte z. B. Sie zeigt, daß die Nachkommenschaft dieser Ärzte etwa doppelt so häufig Krebs hat als die übrige Bevölkerung, daß in dieser Nachkommenschaft größere Anfälligkeit auch gegenüber anderen Krankheiten besteht. Dreißig Jahre Tätigkeit in einem Strahlungsbetrieb bringt als höchstzulässige Gesamtbestrahlungsmenge 470 r mit sich. Das ist zehnmal mehr als die Dosis, welche ausreicht, die Zahl der natürlichen Erbänderungen (Mutationen) beim einzelnen Menschen zu verdoppeln. Die Internationale Strahlenschutzkommission empfiehlt deshalb, wenn größere Bevölkerungsteile irgendwie mit durchdringender Strahlung in Berührung kommen, dann sollte die höchste Bestrahlungsmenge nicht mehr als 0,03 r pro Woche betragen.

Es muß alles getan werden, die mit Strahlung Arbeitenden möglichst weitgehend zu schützen und Bestrahlung großer Bevölkerungsteile überhaupt zu verhindern.

²⁵⁾ Siehe Westergaard, Anmerkung Nr. 15.

²⁶⁾ Siehe den Bericht von A. C. Chamberlain und anderen, Anmerkung 24. Die Forscher gehören zum Forschungsstab des englischen Atomforschungszentrums Harwell.

Andererseits besteht die Gefahr, daß Kräfte in der Wirtschaft, die an billiger Produktion interessiert sind, Druck ausüben, um die Vorschriften über die zulässige Höchstmenge an Bestrahlung zu lockern²⁹⁾. Die Gefahr ist um so größer, als ein Wettlauf um die Eroberung des Atomweltmarktes zwischen den Nationen begonnen hat. Wenn man sich ansieht, wie durch Industrie-Abgase und -Abwässer die Luft in den großen Industriebezirken und das Wasser der Flüsse verunreinigt wird, obwohl stärkere Reinigung nicht selten möglich wäre, dann folgt nach meiner Ansicht zwingend: Der Betrieb von Reaktorstationen muß vom Staat überwacht, am besten ganz in staatlicher Hand sein. Wirtschaftliche Erwägungen dürfen dann erst eine Rolle spielen, wenn das Menschenmögliche zur Vermeidung von Strahlenschäden getan ist. Ein Reaktor von 60 000 Kilowatt elektrischer Leistung erzeugt täglich Spaltprodukte³⁰⁾, deren Radioaktivität etwa 300 t Radium gleichkommt. Über das Problem, den radioaktiven Abfall beiseite zu schaffen, ist schon viel geschrieben worden. Fester Abfall wird in tiefe Gruben oder verlassene Bergwerke oder verschlossen ins Meer versenkt. Flüssigen Abfall gibt man in unterirdische Behälter, wobei Grundwasserverseuchung sorgfältig vermieden werden muß.

Was folgt daraus? Die Notwendigkeit sorgfältiger Auswahl des Ortes, an dem Reaktoren gebaut werden sollen, dauernde Überwachung der Radioaktivität der Umgebung, der Atmosphäre und der Niederschläge in der ganzen Bundesrepublik, großzügige Förderung der Forschung auf dem Gebiet der Minderung und Heilung von Strahlenschäden. Der Gesetzgeber muß durch eine Kommission von verantwortlich denkenden Fachleuten beraten werden; in ihr müssen also Physiker sein, Chemiker, Ingenieure, Mediziner, Biologen, Genetiker. Der Kommission sollten führende Parlamentarier angehören, damit gute Zusammenarbeit mit dem Parlament gesichert bleibt und damit verhindert wird, daß Gesetzentwürfe dem Parlament vorgelegt werden oder dort befürwortet werden, welche nicht die Billigung der Kommission haben. Zweifellos wäre es richtig, beim Betrieb von Reaktorstationen wirtschaftliche Konkurrenz innerhalb des Staatsgebietes auszuschalten, damit nicht die menschliche Sicherheit zu kurz kommt. Richtig wäre also, die ganze Reaktortechnik in staatliche Hände zu geben.

Radioaktive Stoffe werden heute in steigendem Maß in der Industrie verwendet, um Fehler in Leitungen, Geräten, Erzeugnissen festzustellen, man verwendet sie zur Erkennung und Heilung von Krankheiten. Die Probleme des Strahlenschutzes sind hier grundsätzlich dieselben — in kleinerem Maßstab. Professor Langendorff, der Direktor des Radiologischen Instituts der Universität Freiburg/Br.³¹⁾, hat festgestellt, daß unter tausend Personen von Röntgenbetrieben etwa 40 einer Dosis pro Woche ausgesetzt sind, die über der international festgesetzten Toleranzdosis liegt. Die Strahlenbelastung von Personen, die gegenwärtig mit radioaktivem Material arbeiten, sei noch um ein Vielfaches höher als die festgestellte Strahlenbelastung in Röntgenbetrieben. Es scheint, daß der Gesetzgeber in Deutschland rasch dafür sorgen sollte, daß die notwendigen Schutzmaßnahmen getroffen und eingehalten werden.

(Gekürzte Fassung eines Vortrages)

²⁹⁾ Dieser Satz und der folgende sind dem Sinn nach zitiert aus dem Bericht von W. Binks der Genfer Konferenz, Nr. 400 vom 9. 6. 1955.

³⁰⁾ Angaben nach C. R. McCullough, M. M. Mills, E. Teller, Bericht der Genfer Atomkonferenz, Nr. 853 vom 7. 7. 1955. Herr McCullough ist Vorsitzender des beratenden amerikanischen Komitees für Sicherheitsmaßnahmen in Reaktorstationen. Professor Teller hat die Wasserstoffbombenentwicklung in den Vereinigten Staaten eingeleitet und ist einer der besten Fachleute für angewandte Kernphysik.

³¹⁾ Physikalische Blätter 1956, Heft 4.

Strahlenschädigung und Strahlenschutz

von Professor Dr. Karl Bechert, Universität Mainz

Bei einer Darlegung über Strahlenschäden am Menschen und Strahlenschutz sind zwei Arten von Strahlenschäden zu unterscheiden, Körperschäden und Erbschäden¹⁾. Die Körperschäden bestehen z. B. in Hautentzündungen, Gewebeerstörungen, mehr oder weniger schweren Veränderungen in der Blutzusammensetzung, Schädigungen der blutbildenden Organe im Körper, es kann zu schweren Schäden im Knochenmark und der Leber kommen, ja nach Jahren zu Krebs verschiedenster Art. Man kann jahrelang geringer Bestrahlung ausgesetzt sein, ohne irgendwelche Anzeichen von Strahlungskrankheit zu zeigen. Der menschliche Körper ist instande, Körperschäden, die durch starke Strahlungsmengen verursacht sind, in gewissem Umfang zu heilen oder zu mindern. Ist die Strahlungsmenge, die gegeben wurde, nicht zu hoch, so kann ärztliche Hilfe erheblich zur Milderung und Heilung der Körperschäden beitragen. Geringere, körperschädigende Strahlungsmengen, mehrmals in Zeitabständen gegeben, bewirken weniger Schaden, als wenn die gesamte gegebene Strahlungsmenge auf einmal eingewirkt hätte. Als Schädigungsgrenze, gerade noch ohne Körperschaden erträgliche Strahlungsmenge („Toleranzdosis“) für Menschen, die dauernd mit schädigender Strahlung zu tun haben²⁾, ist international 0,3 r pro Woche anerkannt und festgesetzt worden; 1 r = 1 Röntgen, ist eine international festgelegte Einheit der Strahlungsmenge.

Von den Körperschäden zu unterscheiden sind die Erbschäden. Sie können erzeugt werden durch jede Art ionisierender Strahlung, also jede Art radioaktiver Strahlung, aber auch durch Röntgenstrahlen, schnelle Elektronen, Neutronen usw.³⁾. Erbschäden treten nur dann auf, wenn die Fortpflanzungsorgane der Bestrahlung ausgesetzt waren. Jede der genannten Strahlungen kann Veränderungen in den Eigenschaften der Erbkörper (Gene, Chromosomen) hervorrufen, Veränderungen, die bei der Vererbung weitergegeben werden, und zwar unverändert durch alle folgenden Generationen⁴⁾! Diese Veränderungen in der Erbmasse können nicht rückgängig gemacht werden. Sie werden den Nachkommen weitergegeben, bis die Nachkommenlinie ausstirbt. Die Veränderungen sind fast immer ungünstige Veränderungen der Erbmasse, die also zu geringerer Lebensfähigkeit der Nachkommen führen, die aber nach den Gesetzen der Vererbung häufig erst nach vielen Generationen im Leben der Nachkommen zum Vorschein kommen, nämlich häufig erst dann, wenn die beiden heiratenden Partner beide die gleiche Erbänderung in ihrer Erbmasse haben. Solche Erbänderungen können schon durch geringste Strahlungsmengen ausgelöst werden, und es ist nachgewiesen, daß die (wahrscheinliche) Anzahl der Erbänderungen, welche durch eine Bestrahlung erzeugt wird, in derselben Weise ansteigt, wie die Strahlungsmenge: verdoppelt man die Strahlungsmenge, so wird die Zahl der (wahrscheinlich) erzeugten Erbänderungen doppelt so groß. Da Erbänderungen nicht rückgängig gemacht werden können, so hängt die Zahl der Erbänderungen, welche ein Mensch während seines Lebens an seiner Erbmasse erleidet und

1) Vergl. z. B. die Darstellung von Professor M. Westergaard, Kopenhagen, in Bulletin of the Atomic Scientists 1955, S. 318.

2) Für den Physiker: schädigend wirkt jede Art von ionisierender Strahlung.

3) Daß sie auch schon durch ultraviolettes Licht, viele Arten chemischer Verbindungen, sogar durch Hitzeeinwirkung hervorgerufen werden können, interessiert hier nicht.

4) Bis eine spontane oder durch äußere Einwirkung (etwa Bestrahlung) erzeugte neue Mutation auftritt.

die er an seine Nachkommen weitergibt, nur davon ab, wieviel an Strahlungsmenge er während seines Lebens bis zum Ende seiner Fortpflanzungszeit abbekommen hat. Es ist ganz gleich, ob er diese Strahlungsmenge auf einmal oder über Jahrzehnte verteilt in ganz kleinen Beträgen erhalten hat. Mit anderen Worten: Wenn man gesunde Nachkommen haben will oder wenn man daran denkt, die Bevölkerung davor zu bewahren, daß ihre Lebensfähigkeit im Durchschnitt geringer wird, dann hat man dafür zu sorgen, daß die Erbänderungen während des Lebens möglichst gering an Zahl bleiben.

Ich spreche jetzt über Strahlenschutz, der möglich und nötig ist, und gliedere nach Ursachen und Möglichkeiten der Strahlenschädigungen.

Atomkrieg

Zum Schutze der Bevölkerung im Atomkrieg werden zwei Möglichkeiten erwogen: Evakuierung und Luftschutz. Ich spreche von der Lage, wie sie für Deutschland gegeben ist. Evakuierung, wenn sie sinnvoll sein soll, müßte vor Beginn eines Atomkrieges geschehen. Denn die Warnfrist ist für Deutschland viel zu kurz, als daß eine Evakuierung nach der Angriffswarnung noch möglich wäre, das gilt schon für Angriffe mit Flugzeugen und noch mehr für Raketenwaffen, die Überschallgeschwindigkeiten haben.

Evakuierung nach Beginn der Kampfhandlungen aber ist unmöglich. Sie würde überstürzt vor sich gehen, die Flüchtenden kämen in den Hagel von Atombomben und Atomgranaten, die Reichweite der Atomgeschütze wird zu etwa 50 km angegeben! Die Flüchtenden würden auf den Landstraßen zugrunde gehen durch Strahlungseinwirkung und durch die eigenen Panzer, wie das in Korea geschah.

Aber auch vor dem Kriege wäre Evakuierung sinnlos, denn es müßte ein möglichst großer Teil der Bevölkerung mindestens aus den besonders gefährdeten Gebieten evakuiert werden⁵⁾, das würde die Evakuierung von Millionen von Menschen bedeuten. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde der größte Teil Deutschlands zum besonders gefährdeten Gebiet gehören, und das würde erst recht gelten, wenn es nicht zu einem atomaren Blitzkrieg, sondern zu einem Abnutzungskrieg mit atomaren Waffen käme, wie er heute von manchen als wahrscheinliche Form des Atomkrieges angesehen wird. Ein großer Teil der Bevölkerung müßte dann evakuiert werden, vermutlich mindestens $\frac{2}{3}$, wenn der Streifen, in dem der Abnutzungskrieg geführt würde, nicht sogar ganz Deutschland umfassen würde. Und die Bevölkerung müßte weit nach Frankreich gebracht werden, wo sie auch nicht viel sicherer wäre vor radioaktiver Verseuchung. Was der radioaktive Staub von Wasserstoffbomben in 150 km Entfernung noch für Wirkungen auf ungeschützte Menschen hat, sah man an den japanischen Fischern. Das Gebiet tödlicher Verseuchung einer einzigen mittleren Wasserstoffbombe umfaßt etwa 21 000 qkm. Darüber hinaus würde voraussichtlich überall in Deutschland aller Pflanzenwuchs und die Erdoberfläche radioaktiv verseucht werden. Es ist nachgewiesen, daß Pflanzen gewisse lang-

⁵⁾ Siehe z. B. den Bericht des Ausschusses der Labour-Partei über Probleme der zivilen Verteidigung in England. Dieser Bericht ist trotz des düsteren Bildes, das er gibt, noch schön gefärbt. Er berücksichtigt z. B. in keiner Weise die Erbschäden, auch nicht die ungeheure radioaktive Verseuchung der Erdoberfläche, aller Pflanzen und aller Gewässer, und seine Zahlenbeispiele beziehen sich auf Abwurf einer einzigen H-Bombe.

Circus mundi

Notizen zu einem dramatischen Motivo

„Hereinspaziert in die Menagerie,
Ihr stolzen Herrn, ihr lebenslust'gen Frauen,
Mit heißer Wollust und mit kaltem Grauen
Die unbeseelte Kreatur zu schauen,
Gebändig durch das menschliche Genie.
Hereinspaziert, die Vorstellung beginnt! —
Auf zwei Personen kommt umsonst ein Kind . . .“

In Wedekinds Zirkusmotiven, -situationen und -bildern erfährt die alte Metapher vom Welttheater eine neue Abwandlung. Das „all the world's a stage“ des Jaques in Shakespeares „Wie es euch gefällt“, der Lebens- und Haltungszelebration elisabethanischer Gesellschaft entspringend, und die barocke Vorstellung Calderons vom theatrum mundi, dem großen Spiel unter Gottes Regie, in dem nicht die intimste seelische Regung der Personen „unbelauscht“ bleibt, da jede Aktion den Zeugen und Zuschauer erheischt, um als vollgültig empfunden zu werden — dies Wissen und Betonen, daß im dargestellten dramatischen Augenblick das Leben selbst Theater wird, ist nach Corneille weitgehend in die Latenz verbannt. In Deutschland taucht es erst in den ironischen Märchenspielen der Romantiker wieder auf und, modifiziert zum Zirkus- und Jahrmarktsmotiv, bei Grabbe und Büchner, um dann im 20. Jahrhundert stärker um sich zu greifen.

Die Exposition zu seinem „Napoleon“ vertraut Grabbe einer Jahrmarktsszene an: der Guckkastenmann hat sich Napoleons Taten bemächtigt und führt sie dem Volk, umrahmt von anderen Marktschreibern, vor. Es tut nichts, daß er die Begebenheiten der Schlachten verfälscht: Napoleon sitzt auf Elba, in der Rückschau waren seine Schlachten umsonst, die Zeit hat sie zu spannenden Histörchen gemacht. Das ganze Geschehen des Dramas, das Auf und Ab der großen Geschichte: Macht der Bourbonen, Rückkehr Napoleons, sein Triumph in Paris, seine Niederlage bei Waterloo — das alles ist ein gewaltiger Zirkus; einzig bleibt der kleine Savoyardenknabe mit Dudelsack und Mummeltier auf dem Rummelplatz: er erscheint jeweils am Anfang der Akte und singt sein Liedchen

La marmotte, la marmotte,
Avec ci, avec là,
La marmotte ist da . . .

Er, der Fahrende, ist der einzige fixe Punkt in dem Treiben der großen Welt, da alles fließt, er allein wird nicht in dem Strudel der Geschichte mit fortgerissen, aus seiner Perspektive gesehen scheint kein großer Unterschied zwischen den in der Weltmanege vorgeführten Gegenständen, seien es Kaiser oder König, Schlachten oder ein Mummeltier. Auch die üppige Raubtiermetaphorik läßt an Manege denken: Napoleon auf Elba ist „Löwe im Käfig“, er dringt mit „Tigersprüngen“ auf das „gehetzte Wild“ der Bourbonen ein. Doch diese Hetze führt nicht zum erstrebten Ziel, sie ist umsonst, jagt im Kreis herum, im Zirkus, im circulus. Avec ci, avec là . . .

Buden. Lichter. Volk. Marktschreier vor einer Bude:
„Meine Herren, meine Herren! Sehn Sie die Kreatur, wie sie Gott gemacht hat: nix, gar nix. Sehn Sie jetzt die Kunst: geht aufrecht, hat Rock und Hosen, hat einen Säbel . . .“

Die Dressur und Vorführung des Affen spiegelt Woyzecks Situation, seine Dressur zum Soldaten durch die Militärmaschinerie und zum Demonstrationsgegenstand für einen interessanten Krankheitsfall durch den „Doktor“. Beide Kreaturen werden erst wertvoll und beachtlich durch die „Kunst“. Das ganze Stück wird zur Zirkusschau der bösen und der gehetzten Tiere. Das „Im-Kreise-herum“ ist noch suggestiver als bei Grabbe. Woyzeck sieht Marie mit dem Tambourmajor ihren Rundtanz tun: „Immer-

zu, immerzu, dreht euch, wälzt euch . . .“, es jagt ihn Runde um Runde immer tiefer in die Verzweiflung und ins Morden, die Sprache beschwört in stetem Crescendo die peitschende Drehbewegung des „Immerzu, immerzu“ bis zum „Stich tot, tot!“

Unsere nachnaturalistische Zeit, die im Drama wieder den Spielcharakter betont und jeden Anspruch auf Konkurrenz mit der Alltäglichkeit, wie sie die Milieupräparatoren mittels minutiöser szenischer Illusion betrieben, meidet, greift noch in stärkerem Maße nach dem Zirkusmotiv. In den Spielstätten der Fahrenden, in Zirkus und Schaubude, findet der moderne Dramatiker das „objektive Korrelat“ für ein Schauspiel, das sein Wesen nicht verleugnet, das für das Publikum da ist und ohne Publikum seinen Sinn verliert; also den Zuschauer nicht wie zufällig und unentdeckt teilnehmen läßt an einer in sich geschlossenen Aktion, in geschlossenem Raum, in den er durch den Bühnenrahmen als scheinbar „vierte Wand“ verstoßen Einblick gewinnt (so großenteils im 19. Jh.). Der Trapezkünstler, der Kunstreiter, der Clown, sie spielen sich auf, sie demonstrieren sich, sie arrangieren und staffeln den Ablauf ihrer Leistungen durch untermalende und stimulierende Musik, erregende Trommelwirbel, durch sichtbar inszenierte Spannungshöhepunkte der atemverschlagenden Stille. Diese Welt des unverstellten Spiels erobert sich Wedekind, nachdem ihm die traditionellen dramatischen Umschlagsplätze für Weltanschauung, die habilitierten Kampfstätten der Ideen: Stoffe der großen Historie, der antiken Mythologie, des bürgerlichen Problemkreises, vernutzt und verschlissen erscheinen. Diese unpretentiösen Unternehmungen Zirkus und Jahrmarkt, jeder „Aussage“-Absicht unverdächtig, sind ihm und seinen Nachfolgern das geeignete, unverbrauchte Medium für die eigene Verkündigung. Es ist gewiß auch der Ruch des gesellschaftlichen Außenseitertums, stellvertretend für ein totales Verstoßensein des Menschen, der den Fahrenden anhaftet, was Wedekind zur Gestaltung evoziert wie so viele Maler der Zeit (den frühen Picasso zu seinem poetisch-melancholischen Artistenzyklus, Rouault zu seinen Bloy verwandten De-profundis-Situationen und Beckmann zu einem Mythos der Zirkusrequisite) — doch es geht ihm und seinem Nachfolger Brecht, der die Position des Moralisten mit der des Politikers vertauscht, mehr noch um die Stilmischung von spielerischer Show und Vagabundentum mit bitter ernster Thesenvermittlung und -demonstration. Aus diesem Kontrast und dem deiktischen (zeigenden) Wesen von Zirkus- und Jahrmarktsdarbietung resultiert ein Großteil der Wirkung einiger ihrer Stücke. Das Deiktische, ein betontes Zeigen, Demonstrieren und Belehren — das auch der Welttheaterkonzeption Calderons eignete, wenn sie (laut Kommerell) im Gezeigten an etwas zu Zeigendes glauben ließ, damit in der Allegorie ein Zugleich von Sinn und Erscheinung vermittelnd — ist das Rückgrat der Stücke Wedekinds und Brechts. Und, mit anderen Mitteln hervorgebracht, auch der Mehrzahl moderner Dramen überhaupt. Diese Gebärde des Zeigens spricht sowohl aus der Adressierung des Publikums wie aus dem Superlativischen der Ankündigung im Rampenprolog des Tierbändigers („Erdgeist“):

Das wahre Tier, das wilde schöne Tier,
Das — meine Damen! — sehn sie nur bei mir.

Die Verwandlung vom theatrum mundi zum circus mundi ist folgenreich: der große Inszenator fehlt, jeder inszeniert sich selbst, es wird, wie schon bei Grabbe und Büchner, nicht mehr sub specie aeterni gespielt. Die von Calderons Personen in Situationen höchster Freude oder tiefsten Leides als Zeuge angerufene beseelte und unbeseelte Natur schweigt. Desgleichen die Menschen; sie sind von einander isoliert, die berühmten Dialoge des „Aneinander-Vorbeiredens“ bei Wedekind und dem frühen Brecht beweisen es. Das Publikum im Zirkuszelt (= die Umwelt des Helden im Stück) hat seinen Jux, mißversteht ihn, den Clown, und quittiert seine Unternehmungen mit der verkehrten Reaktion. So wird der Ethiker Hetmann in „Hidalla“, weil seine Theorien der Gesellschaft absurd erscheinen, als kassenfüllender dummer August vom Zirkus engagiert: das bringt ihn um. Das Publikum lacht und ahnt nicht, daß seine eigenen Belange in der Manege abgehandelt werden. Immer wieder zeichnet Wedekind die Parallelen zwischen Zirkussituation, Situation im Stück und im theatralischen Ereignis: das bürgerliche Publikum verfolgt mit wollüstigem Schauer und aus sicherer Distanz das amoralische Tun des animalischen Nur-Weibes Lulu wie die Darbietung von Raubtieren, solange und weil sie hinter den Gittern stattfindet.

Wedekinds von Grabbe herkommende Menagerie-Metaphorik findet sich auch beim frühen Brecht, ebenso der Vergleich mit dem rundum begafften Tier in der Manege. Sein deiktisch-didaktisches Bemühen ist noch ausgeprägter als das Wedekinds. Reiche Impulse und Anschauungsmaterial bot ihm dabei die Praxis der Guckkästen oder Panoramabuden und der drehorgelnden Moritatensänger auf den Jahrmärkten, deren Produktionen ja ebenfalls vom Zeigen leben. In naiver und eindringlicher Weise pflegen diese Panoramabuden „bedeutsame“ Ereignisse (etwa „Varus versteckt sich nach verlorener Schlacht im Sumpf“) auf primitiv gemalten Bildern, in denen das bewegte Geschehen in einem typischen „szenischen Gestus“ aufgeht und erstarrt, dem staunenden Publikum zu zeigen, wobei der Ausrufer mit Deutestab diese Bilder eigenwillig interpretiert. Wer Brechts Szenen betrachtet, erkennt in vielen dieses Vorbild; ein solcher Grundgestus prägt sie. Sie sind nicht wie im klassischen Drama ein genau fungierender Baustein in der Architektur des Dramas, sondern besitzen relative Selbständigkeit: prägnante Einzelgeschehnisse zwischen Menschen. Der Gestus nimmt dabei wie in den Panoramabildern die Pointe des Ereignisses in sich auf, er stempelt ebenso Annas (in „Leben Eduards“) Tun, ihre emotionale Höhenlage und ihre Sprachhaltung wie auch die Äußerungsweise der auf sie reagierenden Mitspieler: eine geschlossene Instrumentation, zielend auf das gehaltliche Fazit, das in einer weithin sichtbaren Überschrift sich kristallisiert: „Die Königin lacht über die Leere der Welt“ — hier werden, wie auf primitiverer Stufe

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

Politik

- Objektivität und Parteilichkeit. Zu den Ost-West-Gesprächen über Geschichtsschreibung.
Walther Hofer in Deutsche Rundschau, 1956, H. 6.
- Ist Rußland anders geworden? Eine Umfrage
in Der Monat, 1956, H. 93.
- Die russische Seele
Wladimir Weidlé in Merkur, 1956, H. 5.
- Nun wird es entschieden: Berufsheer oder Wehrpflicht
Thilo Werthern-Beichlingen in Frankfurter Hefte, 1956, H. 5.
- Vierzehn Tage Sowjetgast oder das mangelnde Unbehagen der russischen Gesellschaft
Walter Maria Guggenheimer in Frankfurter Hefte, 1956, H. 5.

Kultur

- Die Literaturrevolution und die moderne Gesellschaft
Wilhelm Emrich in Akzente, 1956, H. 2.
- Film 1956. Die freudlose Straße der Kunst
in Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 2. Juni 1956, Beilage.
- Sozialreform für die Studenten. Ein Teil der neuen Universitätsordnung.
Hans Heigert in Deutsche Jugend, 1956, H. 5.
- Heine als ein Beginn
Walter Höllerer in Akzente, 1956, H. 2.
- Hochschule und Studenten in Europa
in Dokumente, 1956, H. 3.
- Politische Bildung. Amerikanische Erfahrungen — deutsche Erfordernisse
Sigmund Neumann in Politische Studien, 1956, H. 73.
- Das brotlose Studium
Erik Nohara in Der Monat, 1956, H. 93.
- Vom Gerede loszukommen. Regel und Freiheit in der Sprache
Bruno Snell in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 2. Juni 1956.
- Freie Zeit statt Muße. Eine Untersuchung über die Freizeit der Studenten
Werner Sörgel in Deutsche Jugend, 1956, H. 5.

Wissenschaft

- Psychologie und Psychoanalyse. Eine wissenschaftliche Kritik in der Psychologie
Wolfgang Hochheimer in Der Monat, 1956, H. 93.
- Freud und die gegenwärtige Psychiatrie
Paul Matussek in Deutsche Universitätszeitung, 1956, H. 10.
- Die Zeit in der Biologie
Wolfgang Wieser in Merkur, 1956, H. 5.
- Wirtschaftswissenschaft; Wirtschaftspolitik und — Wirtschaftsdemokratie
Leon Zeitlin in Deutsche Rundschau, 1956, H. 6.

beim Schaubudenbild inhaltliches Extrakt und Gestus kongruent.

Auf die Struktur von Brechts moritatenhaften Songs wirkten offensichtlich die gleichen Eindrücke. Das Nacheinander der Strophen des Salomo-Songs (nach Villon) ist eine Abfolge von selbständigen Bildern; sie demonstrieren das schädliche „Zuviel“ einer konsequenten Tugend an berühmten historischen Figuren, an Salomon die Weisheit, an Caesar die Kühnheit, an Kleopatra die Schönheit. All diese Gestalten erscheinen in einem typischen Wechsel und in einer für sie bezeichnenden Situation nacheinander wie die Nummern im Zirkus; wie Figuren auf dem Karussell kreist jede von ihnen um die Achse des Refrains: „Beneidenswert, wer frei davon.“

Es nimmt nicht wunder, daß die Schauspielmetapher sich zur Zirkusmetapher spezialisierte, womit gleichzeitig das dramatische Phatos sich in den Jargons der Manege verflüchtigt. Die Welt ist durchschaut, und es bedarf nur des Publikums, das immer wieder festgestellt zu wissen.
Volker Klotz

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf - B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. Angebote unverbindlich



The British Centre
„Die Brücke“

Frankfurt a. M., Kaiserstraße 48
Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Monatsprogramm Juni 1956

Vorträge:

Dienstag, den 26. Juni 1956, 20 Uhr, Filmvortrag, Dr. Werner KRUG, „Schönes Neuseeland“.

Freitag, den 29. Juni 1956, 18.30 Uhr, englisch, Reverend V. A. DEMANT, D. Litt., B. sc.; Canon of Christchurch and Regius Professor of Moral and Pastoral Theology, Oxford University, „Religion and Society in twentieth century Britain“.

Filme:

13. 6.—15. 6. 1956 Der Weg nach Canterbury (D). Alte Römerstraße Canterbury-London. Im Süden Englands (D). Die südöstlichen Grafschaften Englands. The People's Land (E). Farbiger Streifen von den schönsten, englischen Landschaften.

20. 6.—22. 6. 1956 Der weiße Kontinent (D). Internationale Antarktisexpedition 1949—1952. Wetterstation Antarktis (D). Meteorologische Stationen auf den Falklandinseln. Die weiße Grenze (D). Britische Expedition in Nordgrönland.

27. 6.—29. 6. 1956 Welt ohne Grenzen (D). Film über die Arbeit der UNESCO in Mexiko und Thailand.
(E) = englische Fassung, (D) = deutsche Fassung.

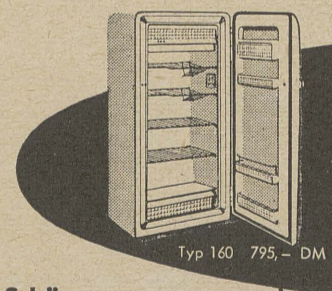
Neue Vorführungszeiten:

mittwochs, donnerstags und freitags 15.30 und 17.15 Uhr. Außerdem donnerstags oder freitags auch 18.30 Uhr (Bitte, genaue Angabe im Aushang beachten).

Für Schulen und Vereine Sondervorführungen des jeweiligen Wochenprogramms nach vorheriger fernmündlicher Vereinbarung (Telefon: 3 37 94).

Regelmäßige Veranstaltungen:

Play Reading, Mittwoch, den 13. Juni 1956, 20 Uhr: N. Coward: „The Rat Trap“, Mittwoch, den 27. Juni 1956, 20 Uhr: J. B. Priestley: „Ever since Paradise“.



Typ 160 795,- DM

Schön — sparsam
leise — unverwüstlich
sind die Kennzeichen
der AEG-Kühlschränke.
Einer von ihnen wird
für Sie der richtige sein.
Strahlend weiß
ist ihr schönes Gewand,
eiskalt blau
leuchtet das Innere
Sechs Modelle werben
um die Kühlfreunde
von morgen, denn
jeder AEG-gekühlte Tag
zählt auf der Habenseite
Ihres Lebens.

Sechs Typen stehen zur Wahl:
Typ 100 als Einbau- und
Tischkühlschrank,
Typ 120, 160, 210 und 260
in Schrankform

AEG
Kühlschränke

Erhältlich überall im Fachhandel
7050

Material zum Studium Generale

Jede Art von Auswahl mindert die Sache herab, aus der man das Hervorstechende herausgenommen hat, um an ihm das Denkwürdige festhalten zu können. Das Gesetz der Auswahl, dem jede Abschweifung des Autors zuwider ist, übersieht jedoch dadurch die freie Bewegung des Gedankens, die bis hin zum Detail treibt. Mit dieser Kritik ist das Fragwürdige jeder Auswahl bezeichnet, nicht aber dessen Unmöglichkeit. Der verlegerischen Absicht kommt der Wunsch des Publikums entgegen, Werke auf das Wesentliche reduziert, in die Hand zu bekommen, wo das Überflüssige vom Herausgeber entfernt ist, so daß dem Leser nur Hauptmerkmale vorliegen. Freilich hat man zu Unrecht diese Volksausgaben als Ausweis für den allgemeinen Geschmack angesehen und wesentliche Kürze gegen wissenschaftliche Weitschweifigkeit gestellt. Beides genügt jeweils nur der Anforderung, die Volksausgaben müssen nicht immer auf Flaschen gezogene Weisheit sein, die man als wesentliche Kürze ausgibt, als ob das Ganze nur Umstand sei. Die Unsinnigkeit dieser Unterscheidungen liegt auf der Hand, dem Leser einfach Absichten zu unterschieben, die er erst hat, wenn man sie ihm vorhält.

Eine vortreffliche Lösung hat die „Fischer Bücherei“ gefunden. Dem Format und der Ausstattung angemessen hat sie von anerkannten Wissenschaftlern Werke der Weltliteratur herausgegeben und auswählen lassen, wo das Prinzip der Verkürzung das vorliegende Material gleichsam zu aphoristischen Einheiten reduzierte. Das Werk Machiavellis in der Auswahl von Carlo Schmid (Bd. 133) ist auf diese wesentliche Teile gebracht, denen in der Diktion des großen Staatstheoretikers der Renaissance zuweilen eine aphoristische Prägnanz zukommt, insofern hierbei weitgehend auf die historischen Belege verzichtet wurde. Der polyhistorische Apparat in der Manier der Renaissance nichts anderes als das empirische Argument eines Gedankens, der dem modernen Verständnis als Ballast erscheint, wird zugunsten der gedanklichen Linie aufgegeben. Damit wird aber die Theorie unvermittelt gegeben, gleichsam ohne die notwendige Korrektur, die durch den historischen Beleg erfolgt. Carlo Schmid ist diesem Problem aus dem Weg gegangen, indem er geschickt die Lehren Machiavellis so auswählt, daß sie sentenzhaft wirken. Vor diese Auswahl hat er eine Einführung gestellt, die der modernen Machiavelli-Forschung durchaus verpflichtet ist; in ihr herrscht die Einsicht vor, daß Machiavelli selber kein Machiavellist gewesen ist (siehe Seite 19). Die Feststellung ist mehr als ein Bonmot und vielfach durch den Text belegbar, so daß die Lektüre gleichsam einen Impuls empfängt, die gängige Meinung entkräftigen zu können.

Eine ebenso gute Auswahl bietet der Nietzscheband von Karl Löwith (Bd. 115), der durch ein vorausgehendes Essay in seinen Motiven bestimmt ist, wie ja jede Auswahl nur durch die Synthese einer Einleitung legitim ist, andernfalls sie der reinen Zufälligkeit ausgesetzt wäre. Daß hierbei auf eine zerstückte Wiedergabe des Zarathustra verzichtet wurde, beglückt, da dieser sich mit seinen Teilen zu einer dichterischen Einheit schließt. Der Aphorismus, mit dem Nietzsche brilliert, vermittelt schroff, zugleich aber auch bestechend, mit all den Widersprüchen, die einem solchen Denken

notwendig sind. Die Gedanken treten geradezu als Versuchen an den Leser heran; ihnen wohnt mehr inne, als sie zu schmeicheln vermögen. Nietzsche richtig zu lesen, heißt ihn wiederlesen, bis man der Schärfe inne wird, die die Sache herausforderte. Die angefügte Bibliographie gibt freilich nur das Notwendigste, wie auch die Biographie in der Form einer Zeittafel enttäuscht. In diesen Ausgaben wäre eine kleine ausführliche Lebensdarstellung (wie in dem Machiavellibändchen) von Nutzen, weil sie den Leser über die stoffliche Sammlung hinaus mit der Person des Autors selbst vertraut machen würde.

Das gleiche gilt auch für die Marxausgabe von Franz Borkenau (Bd. 112), der in dem vorausgehenden Aufsatz „Praxis und Utopie“ den von Entstellungen befreiten Marx vorstellen will. Damit ist gleichzeitig die durchgehende Tendenz der Fischerbücher bezeichnet, die Autoren in ihrer eigentlichen Gestalt vorzuführen und nicht in späteren Verzerrungen. Eine immanente Kritik, die ihren Maßstab aus dem Werk selbst nimmt, stellt sich gegen die programmatischen Vereinfachungen, womit gleichfalls die phrasenfreudige Rederei durch eine geschickte Textauswahl entlarvt wird.

Anmerkung zum Jazz-Festival 1956

Die vergangenen fünf Jahrzehnte brachten auf dem Gebiete der Musik zwei voneinander getrennte, avantgardistische Entwicklungslinien: die „moderne“ Musik und den Jazz. Beide kamen in den letzten Jahren zu einem Punkt, in dem eine grundsätzliche Weiterentwicklung mit übernommenen Mitteln fraglich erschien. Die moderne Musik wich auf das Gebiet der elektronischen Erzeugung von Tönen und ihrer technischen Verarbeitung aus. Der Jazz fand einen (vorsichtig ausgedrückt) Höhepunkt in der „progressiven“ Richtung, die ihre wohl stärkste Ausprägung durch das Orchester Stan Kenton erfuhr.

Nun lag nahe, nach Berührungspunkten der beiden Linien zu suchen und das Wagnis des Austausches von Mitteln und Erfahrungen einzugehen. Hier sind viele Versuche unternommen worden, die nicht alle das gewünschte Ergebnis, ein Miteinander, zeitigten. Es schien, als müsse zwangsläufig eine Richtung über die andere dominieren, was aus der ausgeprägten, eigenständigen Entwicklung beider zu erklären wäre.



95 Pf. und DM 1,50, mit Lecithin DM 1,80 — In Apotheken und Drogerien

Der „Hessische Rundfunk“, der zusammen mit der „Deutschen Jazz-Föderation“ an Pfingsten das „4. Deutsche Jazz-Festival“ in Frankfurt am Main veranstaltete, stellte sich die Aufgabe, diese Entwicklung zum notwendigen (?) Miteinander im Eröffnungskonzert, das auch übertragen wurde, zu verdeutlichen. Dabei wurde naturgemäß (es handelt sich um ein Jazz-Festival die Entwicklung der Jazz-Richtung stärker betont: Swing mit dem Paul-Kuhn-Quintett, Cool mit dem Hans-Koller-Ensemble, eine Jazz-Ouvertüre von Erich Becht und eine „Suite für vier Temperamente“ von Joki Freund.

Die Synthese sahen die Veranstalter schließlich im „Konzert für Jazzband und Symphonie-Orchester“ von Rolf Liebermann. Liebermann, Schweizer, Schüler Hermann Scherchens und Wladimir Vogels, steht im Brennpunkt des Interesses an der modernen Musik. Seine Kompositionstechnik verbindet die Elemente der Polytonalität mit zwölftonigen Prinzipien, Spontanität mit Artistik, starkes Espressivo mit grandioser Beherrschung des Handwerklichen. Dabei bleibt ihm der Sinn für Dramatik (sogar Pathos) und musikalische Anschaulichkeit erhalten.

Sein Konzert für Jazzband und Symphonieorchester wurde im Auftrag des Südwestfunks für die Donaueschinger Musiktage 1954 geschrieben. Für die Einbeziehung der Jazz-Musik (die Liebermann als Tanzmusik anspricht, sie aber durchaus nicht falsch versteht) in die Kunstmusik sah der Komponist zunächst die Schwierigkeit, daß jede Musik erst nur durch spezialisierte Orchester vollkommen interpretiert werden kann. Deshalb das Nebeneinander (besser: Ineinander) zweier „Spezialistenorchester“. Liebermann verwendet das Jazzorchester in Anlehnung an vorklassische Formen als Concertino, während das

In der von Walther Rehm besorgten Novalisausgabe (Bd. 121), die lediglich Fragmente und Aufsätze in Auswahl vorlegt (mit der Tieckschen Biographie), folgt man der heute in der Romantikforschung herrschenden Tendenz, an Hand der theoretischen Schriften Novalis' gleichsam einen philosophischen Einblick in diese Zeit zu nehmen.

Der Sinn der Fischerbücher liegt eher in der Polemik gegen gängigen Unsinn als in reiner Wissensvermittlung — zugunsten einer geforderten Bildung, die zu erlangen schon so selbstverständlich geworden ist, daß man schon um das Gegenteil bemüht ist. Als sichere Einführungen, die keineswegs ein intensives Studium erübrigen, sind diese Bändchen besonders dem Studenten willkommen, nicht zuletzt wegen ihres Preises, der jedoch nicht allein ihren Wert bestimmt. Für ein Studium Generale, das nicht an der Oberfläche hinfahren will, bieten sie Wesentliches, das eher zutrifft als rezeptartige Fassungen aus der Boulevardwissenschaft.

- (112) Karl Marx, hrsg. v. Franz Borkenau
 - (121) Novalis hrsg. v. Walther Rehm
 - (115) F. Nietzsche, Zeitgemäßes und Unzeitgemäßes, hrsg. v. Karl Löwith
 - (133) Niccolò Machiavelli, hrsg. v. Carlo Schmid
- alle in der Fischer-Bücherei Frankfurt, je 1,90 DM.

H. H.

Symphonieorchester begleitende Funktionen und eigene Aufgaben in Zwischenspielen übernimmt. Er brachte die explosiven Momente des Jazzorchesters in symphonisches Milieu, es vergeistigt die „fleischlichere“ Musik.

Das ganze Stück ist auf eine zu Beginn exponierte Zwölftonreihe aufgebaut und in strenger Zwölftontechnik durchgeführt. Durch diese konsequent durchgehaltene Einheit will Liebermann die Bindung der beiden Ebenen sichern. Er hat richtig darin die einzige Möglichkeit erkannt. Von den klassischen Jazzformen wurden Jump, Blues und Boogie-Woogie verwendet. Da diese Typen metrisch alle auf dem 4/4 Takt beruhen, wurden die Zwischenspiele des Symphonieorchesters auf unregelmäßige Metren (3, 5, 7, 9) aufgebaut. Beide Orchester finden sich am Schluß im eindrucksvollen 6. Satz „mambo, allegro molto“.

Wenn die angedeutete Synthese zu vollziehen ist, dann ist Liebermann mit diesem Konzert auf dem einzig richtigen Wege. Bedeutend erscheint uns, daß er das richtige Bindungsmittel zwischen beiden Formen gefunden hat. Weder Jazz noch „moderne“ Musik haben von ihrer Eigenart verloren.

Dies ist nicht zuletzt das Verdienst der beiden Orchester (Symphonieorchester des Hessischen Rundfunks und Orchester Willy Berking) mit hervorragenden Solisten und des Dirigenten Otto Matzerath, der beide Elemente wohl verstanden hat.

Der Hessische Rundfunk hatte für dieses Konzert zwei Kompositionsaufträge vergeben: „Jazz-Ouvertüre“ von Erich Becht erschien uns zu operettenhaft und unausgewogen. „Suite für 4 Temperamente“ von Joki Freund ist stark in Konzeption und Durchführung, sie wird bestimmt viele Freunde gefunden haben.

Das Orchester Willy Berking gab sein Jazz-Debut, bei dem es immerhin überraschte.

Klaus Eitel

Mikrofilm-Aufnahmen

DISSERTATIONS-
ARBEITEN



FRANKFURT - MAIN

Westendstraße 47 · Tel.: 77 84 41

Kurz notiert

Die Fabrik der Zukunft soll nicht nur bei der Produktion ihrer Waren, sondern schon von dem Augenblick an autonomisch arbeiten, in dem dem Elektrogehirn Tatsachen über die Marktlage zugeführt werden, aus denen es den Verbraucherbedarf errechnen kann. In dem Bericht des britischen Amtes für wissenschaftliche und industrielle Forschung über die „Automation“ wird eine Fabrik geschildert, die auf Grund von Plänen arbeitet, die auf der Auswertung von Verkaufszahlen und Marktberichten durch das Elektronengehirn beruhen. Das Material wird von den Lagern je nach Bedarf in die Fabrik gebracht, dort von den Maschinen bearbeitet, geprüft und montiert, ohne daß menschliche Hände die bisher üblichen Arbeiten ausführen. Menschen werden in dieser Fabrik nur benötigt, um zu organisieren, die Maschinen in Ordnung zu halten und einen Teil der Büroarbeit zu leisten. Man kann sich, so heißt es in dem Bericht, bereits eine große, komplizierte und doch vollautomatische Fabrik vorstellen, in der das Elektronengehirn die verschiedenen automatischen Produktionsvorgänge koordiniert und lenkt. Das ist der wichtigste neue Gedanke in der Automation, wenn er auch nicht sofort voll verwirklicht werden kann. Der Bericht weist darauf hin, daß es sich hier um ein Zukunftsbild handelt. Er bietet jedoch Verwaltungsfachleuten, Unternehmern und Arbeitnehmern in Großbritannien eine zuverlässige Diskussionsgrundlage für die Probleme der Automation, die in die richtige Perspektive gerückt werden durch den Hinweis, daß sie, sozial gesehen, eine Begleiterscheinung aller Formen des technischen Fortschritts sind. (DISKUS/BIS)

Wie leben die Studenten?

Die Wohn- und Lebensbedingungen der Studenten will der „World University Service“ in Zusammenarbeit mit der Unesco untersuchen. Die fünf Länder, die für diese Bestandsaufnahme ausgewählt wurden, sind die Bundesrepublik, Ägypten, Indonesien, Israel und Japan. Die Ergebnisse der Untersuchung sind für alle nationalen und internationalen Organisationen bestimmt, die sich mit der Studentenfürsorge befassen. (DISKUS/dt)

Studierende

erhalten die
FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG
als Abholabonnten zum monatlichen
Sonderbezugspreis von DM 2,50

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung für Studenten durch:

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften

FRANKFURT AM MAIN,
An der Bockenheimer Warte

PRIESTER-SEMINAR ST. GEORGEN

FRANKFURT AM MAIN-OBERRAD

Universitätsbuchhandlung BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 9 36 33 u. 9 52 64

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

... und sagte nur selten ein Wort

Gefl. Ernst anempfohlene Geschichte einer höchst wunderbaren Karriere

von Horst Enders

Er hatte von den Schwierigkeiten des Lebens gehört und sich blamiert gefühlt. Seine schwitzige Hand am Hosenbein unauffällig für den Abschied vorbereitend, hatte er sich vergewissern wollen, ob er durchschaut sei, war zu keinem sicheren Ergebnis gekommen, hatte sich schnell und leise erhoben, gelächelt, etwas zag und blaß, wie es die Stimmung des Gesprächs heischte, der gnädigen Frau im Beileidston recht herzlich gedankt und war gegangen — etwas gebeugt, um jeden Verdacht abzulenken.

Der Straßenlärm stieß ihn vor sich her und verlor ihn in einer Seitengasse. Felix K. räusperte sich, richtete sich auf und ging knallend, genau die Mitte zwischen den Häuserwänden einhaltend, die enge Gasse hinunter und bestellte im Ristorante (italienische Spezialitäten) einen Wermut, trocken.

Gewiß, das alles hatte er nicht zum erstenmal erlebt. Doch nie zuvor war er sich plötzlich so insuffizient (dies war eines seiner immer wirkungsvollen Lieblingswörter) vorgekommen. Gewiß, er hat zur Zeit der Pubertät weder Lebensangst verspürt noch Gedichte geschrieben — das ist in gewisser Weise irreparabel —, aber jetzt gilt es, den Anschluß nicht zu verlieren, er legt einen gewissen Wert darauf ästiniert zu werden — auch als bilanzsicherer Buchhalter beim Versicherungsunternehmen „Neues Leben“.

Später als gewöhnlich kam Felix K. an diesem Abend nach Haus. Er machte Toilette, hielt plötzlich inne, besah sich im Spiegel, verweilte lange so und hatte einen Plan.

In den nächsten Wochen lebte Felix K. zurückgezogen. Nach wiederholten Anfragen und schelmisch-munteren Ermahnungen seitens der gnädigen Frau, nahm er endlich wieder eine Einladung an.

Man fand ihn verändert — „reifer geworden“, erwärmte sich die Gastgeberin —, warum denn bloß solche Einsiedlergedanken; Felix K. wehrte sanft, ohne zu entmutigen, und bat sich setzen zu dürfen.

Man war mit einem Glas Wasser zur Hand. Er sah sich mißverstanden und war böse auf sich, und als er sich damit zu trösten suchte, daß aller Anfang schwer sei, hatte er das Glas schon mit einer beleidigend nachsichtigen Bewegung zurückgeschoben, so daß er die allgemeine Mißbilligung nur noch mit einem flatterigen Griff über die Stirn abwenden konnte. Nein, das sei es nicht, er bitte um Entschuldigung, und er lächelte so, als ob er — und gerade hier — mit Verständnis rechnen dürfe. Man fühlte sich gebührend eingeschätzt — und tippte auf Kopfweh.

Das Gespräch war schon lange in Gang gekommen, als Felix K. hochbefriedigt seine Zwischenbilanz abschloß, doch zugleich unverkennbare Anzeichen einer Rücksichtnahme um sich her entdecken mußte, die nur einem bei ihm vermuteten physischen Unbehagen gelten konnte.

Besonders der Umstand, daß die Lampe von Felix K. weggedreht war, machte ihm nun zu schaffen. Denn die Beiträge, mit denen er sich am Gespräch zu beteiligen gedachte, waren mehr auf das Optische gestellt. Die Nuancen seiner Argumente mußten im Schatten verloren gehen.

Der Student der Literaturwissenschaft redete über ein ich-verlustiges, französisch ausgesprochenes Wesen (den Anfang hatte Felix K. versäumt) und dozierte, daß in diese Gestalt modernes Lebensgefühl hineinverkörpert sei. Felix K. hatte sein Stichwort und reagierte sicher: er gab einen kurzen Atemstoß durch die Nase, schnickte den Oberkörper ein wenig nach hinten, ließ ihn nachwippen, nahm diese Bewegung sanft nach oben zurück und saß schließlich da, mit nickendem Kopf, bitter lächelnd. Dafür erntete er dankbare und beglückwünschende Blicke. Besonders die gnädige Frau schien froh darüber, daß sein Zustand sich sichtlich gebessert hatte, und Felix K. glaubte sich verstanden und zu weiteren Äußerungen ermutigt.

Er beschloß, diese Art der Paraphrasierung fürs erste beizubehalten. Es bestand zwar die Gefahr, daß sie sich schnell abnutzte, doch mußte das in Kauf genommen werden. Keiner der Einwurfe, über die er sonst noch verfügte, war mit einem auch nur einigermaßen befriedigenden Geräuschsignal versehen, das ihm erlaubt hätte, aus seinem Schatten heraus in den Lichtkreis des Gesprächs zu treten — und zudem hatte diese Art ja bereits den allseitigen Beifall gefunden.

Felix K. paraphrasierte und kommentierte immer häufiger und wirkungsvoller, er brachte es zu ganzen Solopartien modernistischer Resignation, bis schließlich der Literaturstudent den letzten Zweifel darüber verlor, daß nicht sein Gegenstand sondern nur er selber gemeint sein könne, sich hoffnungslos verhedderte und böß verstummte.

Felix K. saß da, den Kopf lauschend erhoben — etwas dreist und triumphierend, doch davon wußte er nichts.

Der Abschied war kühl. Man wolle ihn nicht mehr überreden, wenn er sich gesundheitlich nicht wohlfühle. Er könne dem Zirkel (das war die offizielle Bezeichnung) künftig fernbleiben, ohne Verstimmungen befürchten zu müssen. Nun ja, der Abend sei etwas mißlungen, und es sei nur zu bedauern, daß dies der letzte Eindruck sei, den er vom Zirkel mitnehme. Wenn er späterhin vielleicht irgendwann einmal wieder Lust verspüren sollte — er sei gern gehend, wirklich.

Im Ristorante, bei einem Wermut trocken, stieß der Buchhalter Felix K. hie und da, kurz und energisch Luft aus und nickte vor sich hin, ohne schon recht zu wissen, wogegen er sich mit diesem Argument wenden könne. Und als einer der Atemstöße sich wie zufällig um Sekundenbruchteile verlängerte, verursacht durch einen banalen körperlichen Reflex oder ein obskures psychisches Raffinement, das auf Abwechslung drängte, sei es auch daß unbemerkt sportive Regung sich einmengte, jedenfalls aber das länger anhaltende Nasengeräusch Unwillen und Verachtung ausdrückte, wußte Felix K., woran er war.

Er hatte eingestimmt in die Misere, zwar nicht mit Worten aber doch mit unmißverständlichen Hinweisen auf seine Beschlagenheit in solchen Dingen. Gewiß, ihm fehlten noch einige Voraussetzungen, das aber konnte bei Gott nicht bedeuten, daß er das

Zeug nicht dazu habe, das Makabre dieser Welt aufzuspüren. Das würde noch etwas dauern, gewiß, und er war den Ereignissen wohl auch ein bißchen vorausgeeilt, aber wer durfte denn da den mindesten Zweifel hegen — oder ihn gar der Insuffizienz verdächtigen. Und zudem bemühte er sich doch viel redlicher um die Dinge, als zum Beispiel dieser Literaturstudent, dem das moderne Lebensgefühl in den Schoß gefallen war, und der das auch — er mußte schon sagen — auf eine ziemlich indezente Weise zu verstehen gab. Gewiß, er ging seine Aufgabe gewissermaßen von zwei Seiten an; aber schließlich mußte er ja auch ausdrücken können, was da in ihm vorging oder einmal gehen sollte; und wenn man ihn mißverstanden hatte — er trank schon das zweite Glas — so mußte er dieser Seite noch mehr Aufmerksamkeit schenken.

Felix K. stieß Luft durch die Nase — doch davon wußte er nichts.

Er warf Geld auf den Tisch — aus der Geldbörse — spürte den szenischen Fehler, ließ für künftige Fälle die übrigen Münzen in die Rocktasche gleiten, übersah angestrengt den herbeieilenden Kellner, während er mit Gaumen und Zunge schnell und geheim einigemal das Wort „garçon“ probierte, ließ sich zerstreut in den Trenchcoat helfen, nickte unmerklich aber anhaltend Dank, während er ihn zuknöpfte.

Draußen knöpfte er ihn auf. Er überlegte einen Augenblick und schloß sorgfältig wieder den untersten Knopf. Den Gürtel zog er mit dem Schnallenende weit heraus und ließ ihn hängen. Er legte den Kopf ein wenig auf die Seite, korrigierte etwas, und ging mit kleinen kniewerfenden Schrittschritten die Gasse zur Hauptstraße hinauf, sich eng an der linken Seite haltend.

Mit den Händen kam er noch nicht ganz zurecht und verwahrte sie, bis er auch in diesem Punkte völlige Sicherheit erlangt habe, in den Taschen.

Ein Herr sprach ihn an wurde aber nicht beachtet.

Die ihm von allen seinen Vorgesetzten nachgerühmte Strebbarkeit kam Felix K. auch bei seinen jüngsten Unternehmungen zustatten. Obwohl es bei dem allabendlichen durchgreifenden Training immer schwieriger wurde tagsüber im Versicherungsunternehmen „Neues Leben“ ein unverändertes, zuverlässiges Wesen zur Schau zu tragen, würde er seine Aufgabe, auch unter diesem Aspekt gesehen (ein Neuerwerb seines aktiven Wortschatzes), meistern.

Nicht nur, daß er erfinderisch war, er brachte auch in seine Experimente durch gründliches Studium eines Werkes über „Mimik, Phonetik und Gestik“ ein anerkanntes System.

Nach vier Monaten, zu Beginn der Wintersaison, betrat Felix K. erneut ...

Man war erstaunt und bemühte sich merken zu lassen, wie sehr man das Erstaunen unterdrückte. Hell und offen, dabei ein wenig kindlich schuldgebührend lächelnd trat er schnell auf die gnädige Frau zu und schüttelte ihr herzlich die Hand — ein Handkuß wäre doch zu weltmännisch und hätte später den Übergang erschwert —, begrüßte, schnell sich umwendend, die anderen Gäste, wobei er sie etwas unsicher und abwartend ansah und ihnen so die Initiative in Bescheidenheit zusicherte, und hatte den ersten Erfolg zu verzeichnen, als ein Herr den fragend aufgesperrten Blick zum Anlaß nahm, ihm anzuvertrauen, daß seine Frau sich in letzter Zeit sehr schlecht fühle, sehr schlecht, und darum nicht teilnehmen könne (man sagte im Zirkel „teilnehmen“).

Während des kleinen Einleitungsreferates — der Literaturstudent brillierte wieder — warb Felix K. mit viel Bedacht und der Reihe nach um Gunst. Sah nachdenklich, nachsinnend, gelangweilt, erfreut, am Rande interessiert und wohlwollend kritisch aus, je nachdem, wie er sich beobachtet wußte. Wurde er durch allzu beharrliche Kontrolle in seinen Aktionen behindert, so heftete er wie zufällig mit einer leichten Bewegung im Sessel seinen Blick auf den Beobachter und zwang ihn ab, geistabwesend ihn durchstarrend, wobei er, wenn er sich mit diesem Manöver der gnädigen Frau erwehren mußte, nie vergaß ein fernes, gleichsam unbewußtes Lächeln zu veranstalten, ehe er der geistigen Anstrengung wieder völlig zum Opfer fiel; besonders das langsame, kaum wahrnehmbare Verschwindenlassen des Lächelns aus der Mundpartie war dann eine Aufgabe, der er sich mit Vergnügen hingab.

Er blieb auf dem Posten. Er registrierte mit Gewissenhaftigkeit die einzelnen Reaktionen in der Runde, um sie sofort oder bei Gelegenheit mit einem in Mimik und Gebärde zurückhaltenden Einverständnis zu beantworten.

Felix K. gewann Freunde, und er wußte es.

Er zog ein Papier aus der Tasche und kritzelte. Durchaus ungewöhnlich im Zirkel. Er machte, gleichsam seiner Intuition ausgeliefert oder von Freude über das Gehörte hingerissen, einige schwungvolle Striche, starrte dann schräg zur Decke empor, dabei sowohl den Eindruck bestätigend, eigene Wege gegangen zu sein, als auch — bei den anderen — die Meinung bekräftigend, er sei auf eine Fundgrube letztgültiger Formulierungen gestoßen. Auch der Literaturstudent bemerkte, daß geschrieben wurde, und wurde beglückt laut.

Der Student endete — und man sah Felix K. an.

Felix K. lächelte und nickte, und die schon seit längerer Zeit grollende, blondsträhnhaarige Kunstgewerblerin, sicher, in ihm einen unbeugsamen Parteigänger gefunden zu haben, revoltierte (sie war neu hier) fassungslos gegen die vom Referenten-an-

scheinend gut geheißene, sogenannte Hermetik der modernen Literatur. Schon der Stil des Vortrags ... — sie wurde persönlich. Man war erschrocken. Felix K. schüttelte mißbilligend den Kopf. Alle sahen es, auch die Kunstgewerblerin sah es und fühlte sich zu weiteren Ausfällen ermuntert; sie beschimpfte den blaß gewordenen Studenten und raufte sich mit ihren eigenen Ansichten herum.

Felix K. strich sich, gerade noch merkbar zitternd, über die Stirn.

Die gnädige Frau schickte nach den Erfrischungen. Der Kunstgewerblerin war eine naturgegebene Grenze gesetzt.

Man fand sich nach Neigung und Ungeschick in Grüppchen zusammen. Die Kunstgewerblerin, von allen gemieden, erntete im Vorübergehen von Felix K. einen Verschwörerblick. Aus der Not ihrer Einsamkeit und durch die neuerliche Konspiration beflügelt, bat sie den Studenten um das Manuskript und zog sich zurück.

Felix K. hatte zu tun. Die Umstände waren günstig. Nur im vertraulich gedämpften Gespräch konnte er zur Sache kommen. (Für großes Publikum war seine Technik noch nicht genügend ausgebildet, wenn sie dafür überhaupt tauglich war; Felix K. hegte in letzter Zeit begründete Zweifel.) Er hatte den Kragenknopf geöffnet und ließ die Krawatte über das Jackett hängen (diese leicht saloppe Note war einkalkuliert).

Er hatte Glück. Die gnädige Frau, mit den beiden angesehenen Mitgliedern des Zirkels in die Kalamitäten der Moderne verstrickt, bat ihn hinzu. Er hörte mit zusammengezogenen Brauen, glättete allmählich die Falten der Anstrengung, um zu bekunden, daß er den Anschluß gefunden habe, und griff dann ein. Er lehnte sich zurück, hob in der nächsten Gesprächspause die Schultern und lächelte resignierend. Sein ehemals heftiges Schnauben war als schwache Andeutung zwar noch vorhanden, in das Gesamtbild aber harmonisch einkomponiert. Und um den möglichen Verdacht zu entkräften, daß ihn Insuffizienz vielleicht in eine bloß oberflächliche Resignation getrieben haben könne, senkte er die maßvoll erhobenen Hände ganz langsam nur auf die Armlehne zurück, damit dokumentierend, daß er die Wichtigkeit der Probleme durchaus ermessen habe. Seine spitzen, gelben Eckzähne, denen er in seiner Schulzeit den (übrigens ungegerechtfertigten) Ruf einer gewissen Verwegenheit zu danken gehabt hatte, erzielten, ohne daß er es ahnte, den stärksten Effekt; aus dem lockerlippigen Resignantenlächeln hervorstrebend, beschworen sie einen Grad von Blasphemie herauf, der die gnädige Frau ihr Herz für Felix K. und seine stumme, gottabgewandte Verzweiflung entdecken ließ.

Der eine Herr hatte noch Einwendungen. Er besaß die Angewohnheit sich beim Sprechen im Sessel vorzubeugen, mit den Händen die Fußknöchel umschließend. Mit einer — wie er einleitete: präzisen — Frage wollte er Felix K. an die Gesinnung. Von unten her ihn anlauernd, begann er stockend zusammenzufornulieren, was ihm gerade einfiel. Felix K. war auf solche Perspektiven des Gesprächs nicht eingerichtet. Er saß zu hoch und wurde unruhig. Präzise Fragen — fiel die gnädige Frau ein — hätten das Mißliche an sich, die Dinge zu vereinfachen, und auf solche Fragen — der Herr hatte seine Knöchel losgelassen — auf solche Fragen Antworten zu fordern, heiße sich selber einer Einfachheit (Primitivität, übersetzte der Knöchelmann) schuldig machen, die derjenigen der Frage um nichts nachstehe und vom Fragenden (sie gewann einen begütigenden Ton) auch sehr wohl durchschaut werde. Gerade bei ihm — er saß bereits wieder zurückgelehnt — dürfe man ja voraussetzen, daß er das zugebe.

Felix K. hatte inzwischen Muße gefunden, seine Fassung wieder herzustellen. Pünktlich nach dem letzten Wort der gnädigen Frau, die schickliche Pause gerade noch einhaltend, spendete er reichen Beifall und wagte sich bis zu Kundgaben süßer Übereinkunft vor. Dem enttäuschten Knöchelmann nickte er mit herabgesenkten Lidern auf späterhin verträumt zu — entschlossen ihm auszuweichen.

Man fand sich wieder zusammen. Felix K. ermüdete. Er sah zum Boden. Ihm gegenüber beugte sich jemand vor und griff nach den Knöcheln. „Herr K.“, er erschrak und machte seinen Plan. Langsam richtete er sich im Sessel hoch, was allgemein als ein Zeichen gespannter Aufmerksamkeit gedeutet wurde, aber nur der Vorbereitung seiner Antwort diente; er streckte die Beine vorsichtig aus und schob die Hände vor. Er entspannte alle Glieder. Die Blicke wandten sich ihm zu, die Frage war gestellt. Felix K. fiel getroffen nach hinten. Und nun begann er zu improvisieren. Er wurde verlegen und trommelte aufgeregt mit den Fingern, was solle er sagen, man zwingt ihn zu Eingeständnissen, die er lieber unterdrückt hätte, er ließ den Kopf nach hinten fallen und holte ihn mit taumeligen Augen wieder vor, er habe mit gewissen Dingen zu kämpfen, von denen niemand gern spreche, besonders nicht in solcher Situation, unter solchem Aspekt, verbesserte er sich, doch die Anwesenden kannten das sicher schon alle und hätten es schon überwunden, um es runder heraus zu sagen, er habe kein Vertrauen mehr in die Sprache, deshalb sei er zurückhaltend, alles Reden basiere doch — man möge ihm verzeihen, er sei ja gezwungen worden, letzten Endes auf einer eigenartigen, wenn nicht gar gefährlichen indezenten Selbstüberschätzung. Ein Dichter habe seines Wissens irgendwann einmal ähnliches gesagt — man erinnere sich gewiß. Man erinnerte sich, und das aufgeschwemmte Zitat passierte unerkant.

Felix K. zitterte und war der unumstrittene Held des Abends. Man komplettierte mit Eifer die Bruchstücke dieser großen Konfession. Nur die gnädige Frau war zurückhaltend, sie lächelte glücklich.

Man kam zu dem Ergebnis, die Geschichte eines Menschen schreiben zu müssen, der im Erschrecken über die Sicherheit des Wortes am Leiden der Welt verstummte, mit Gebärden sich verständigend, oder so ähnlich.

Felix K. besuchte noch einigemal den Zirkel, verehrt und umschwärmt. Dann blieb er aus. Es heißt, er sei ausgewandert.

Briefe an die Redaktion

Die Franzosen sind netter . . .

... als es der DISKUS in seinem Artikel „Sommerprogramm der Auslandsstelle des Bundesstudentenringes (April-Heft) schildert! Man kann darin über die Arbeitslager in Frankreich folgendes lesen:

„Die Bezahlung ist sehr schlecht, deshalb, weil der Veranstalter auf dem Standpunkt steht, daß die Deutschen dadurch eine Art ‚Wiedergutmachung‘ leisten könnten, daß sie auf eine Bezahlung ihrer Arbeit — im Gegensatz zu allen anderen nichtfranzösischen Studenten in diesen Lagern — verzichten.“

Es ist mir unbekannt, woher der Verfasser seine Informationen hat, ich jedoch freue mich, auf Grund eigener Erfahrungen für unsere Nachbarn eine Lanze brechen zu können.

1. Bekam man bei der Weinernte (Champagne) 7—8 DM pro Tag und wurde sehr gastlich aufgenommen,

2. gab es im Lager Olivet-Orléans (Hausbau) zwar keinen Lohn, jedoch betrug die wöchentliche Arbeitszeit nur 35 Stunden, war Kost und Unterkunft frei, wurde jeden Samstag eine kostenlose Exkursion veranstaltet (Chartres, Fontainebleau, Schlösser an der Loire), luden uns französische Familien (durch Vermittlung des Lagerleiters) zum Essen, Plaudern und zu Ausflügen ein, gab es am Schluß des Lagers ein Taschengeld von 20—25 DM,

3. besaßen die Deutschen die gleichen Rechte wie alle anderen nichtfranzösischen Lagerteilnehmer.

Klaus Hillmann

Ferienarbeit — aber sinnvoll!

Viele Kinder und Jugendliche wohnen in Heimen, und es ist dankenswert, daß man sich überall bemüht hat und weiter bemüht, immer neue Wohnstätten zu schaffen, in denen die heranwachsenden Jungen und Mädchen eine Bleibe finden können, wenn es aus sozialen oder anderen Gründen nötig ist. Leider aber bleiben es gar zu oft eben nur Wohnstätten. Darin leben sie dann als „Bewohner“, „Insassen“ oder „Heimangehörige“. Das, was mit ihnen gemacht wird, nennt man Erziehung, Aufsicht oder bestenfalls Betreuung. Wer Gelegenheit hat, diesen Termini auf den Grund zu gehen, der kann erstaunliche Feststellungen machen. Es gibt unzweifelhaft Pädagogen, die die Kinder oder Jugendlichen auch leiten, wie es das Wort besagt. Es gibt aber auch solche, denen man nachsagen muß, daß sie die ihnen Anvertrauten „treiben“ — wie das Wort seiner ursprünglichen griechischen Bedeutung nach auch ausgelegt werden kann. Bei denen ist dann der Gehalt der Quotient aus dem Gehalt und den Jahren, die sie noch abzuleiten haben, multipliziert mit einer Konstanten aus Eignung, Bereitschaft und Einsatzfreude (schwankt meistens zwischen der dritten und vierten Stelle hinter dem Komma). Das Ergebnis läßt sich nur mit Mühe in Promille ausdrücken.

Daß das leider oft noch so ist, ist auf den Mangel an Arbeitskräften in diesem Beruf zurückzuführen, unter dem dann natürlich auch die Qualität der Arbeit leidet. Hier bietet sich darum besonders für uns Studenten eine Gelegenheit, an richtiger Stelle zu helfen, ohne daß uns stumpfsinniges Jobben vorgeworfen werden kann. Wir können die Betreuer unterstützen, die fast ausnahmslos überlastet sind, und den Betreuten helfen, die durch diese Überlastung in ihrem Recht auf Rat und Hilfe entsprechend geschmälert werden. Jeder Student kann sich beim Studentenwerk seiner Universität um die Mitarbeit im „Studentischen Jugendarbeitsprogramm“ bewerben. Diese Einrichtung vermittelt seit Jahren Semester- und Ferieneinsätze für Studenten in Heimen, Ferien- und Flüchtlingslagern und in der Betreuung offener Stadtgruppen der Ostzonenflüchtlinge. Aus dem Bundesjugendplan werden umfangreiche Mittel gestellt, die es ermöglichen, den eingesetzten Studenten ein Stipendium zu zahlen (für vier Wochen 210,— DM bei freier Station), so daß sie sich der Arbeit widmen können, ohne einen finanziellen Verlust befürchten zu müssen.

Der Erfolg dieser Maßnahme ist immer wieder aus den Berichten der Einsatzstellen abzulesen, aber auch die Studierenden aller Fakultäten, die im Rahmen des Programmes gearbeitet haben, konnten Anregungen und neue Perspektiven gewinnen und damit einen Nutzen für später. Vielleicht hilft das Studentische Jugendarbeitsprogramm auf diese Weise einmal mittelbar, daß nicht nur mehr, sondern genügend und mehr für die heranwachsende Jugend getan wird.

Günther Kerzel

Wie soll man studieren?

Mit dem Sommersemester tauchen jedesmal viele neue, junge Gesichter auf. Vielleicht sollte man für diese Kommilitonen mehr übrig haben als einen amtlichen Ausweis und eine feierliche Begrüßung. Denn wir erinnern uns doch, wie es bei uns war: man weiß nicht recht, wie man sich anstellen soll.

Diese Ratlosigkeit betrifft nicht nur das Studium. Sie geht tiefer. Aber vielleicht ist es doch nützlich, einige Ratschläge fürs Studieren zu geben. Wahrscheinlich wird sie niemand so befolgen, wie sie dastehen. Das ist auch nicht nötig. Wenn sie ein wenig die Richtung zeigen, in der jeder seinen Stil finden soll, dann haben sie ihren Dienst getan.

Die folgenden Gedanken stützen sich vorwiegend auf Beobachtungen aus der philosophischen Fakultät. Sie sind, glaube ich, dennoch von allgemeinerem Interesse. Aber da die Verhältnisse in den fünf Fakultäten recht verschieden sind, ist für den Anfänger dieser Hinweis unerlässlich.

Wer ein Studium beginnt, wird wissen, was er studieren will. Aber mancher sucht noch ein Nebenfach oder kann sich zwischen zwei Fächern schwer entscheiden. In solchen Fällen braucht er eine Prüfungsordnung. Man bekommt sie im wissenschaftlichen Prüfungsamt.

Das gilt besonders für diejenigen, die ihr Studium nur mit dem Dokorexamen abschließen wollen. Sie brauchen unbedingt eine Promotionsordnung. Denn darin gibt es spezielle Gebote und Verbote für die Kombination bestimmter Fächer. Eine Promotionsordnung bekommt man im Sekretariat der Fakultät.

In der Prüfungsordnung sind auch die Anforderungen angegeben, die im Examen gestellt werden. Man soll das einmal durchlesen. Aber auf keinen Fall blindwütig auf dieses Ziel losstudieren! Vor allem das erste Semester ist dazu da, sich in anderen Fächern umzuhören. Machen Sie von Ihrer Freiheit Gebrauch! Keine Ihrer Fachvorlesungen soll sie davon abhalten. Für diese ist in den kommenden Semestern noch Zeit genug. Es gibt kein Wissensgebiet, das für Sie ohne Nutzen wäre. Die pedantische Paukerei von Spezialgebieten macht noch keinen Intellektuellen. Die Universität zwingt uns nicht mehr zu einem „studium generale“. Aber das heißt nicht, ein umfassender Horizont sei ein Luxus.

Unterscheiden Sie Vorlesungen und Seminare! Die Seminare sind sozusagen der Privatbezirk des Dozenten. Er kann die Teilnahme von Vorbedingungen abhängig machen. In vielen Fällen wünscht er persönliche Anmeldung. Dagegen ist der Zutritt zu den Vorlesungen frei. Sie können wegbleiben, wenn es Ihnen nicht gefällt. Aber, nebenbei gesagt, man hält es mit Recht für eine Ungehörigkeit, wenn Sie während der Vorlesung den Raum verlassen.

Für die Anfänger gibt es die Proseminare. Es ist gut, sie so früh wie möglich zu besuchen. Jede Scheu ist da falsch am Platz. Nur so lernt man die Dozenten näher kennen und kommt mit den wissenschaftlichen Methoden und Quellen in Kontakt.

Allerdings: ich würde nicht im ersten Semester schon ein Proseminar besuchen — wenn nicht etwas ein bestimmtes Thema besonders interessant wäre. Denn oft ist besondere Vorbereitungsarbeit von Stunde zu Stunde notwendig oder man soll ein Referat halten. Dafür wäre mir mein erstes Semester zu schade. Denn da soll man sich umsehen, nicht sich spezialisieren.

Daraus folgt: ins Proseminar geht man am besten im zweiten Semester.

Wenn Sie nicht recht wissen, was Sie belegen sollen: dann gehen Sie zum Studienberater. Beachten Sie die angeschlagenen

Zeiten. Und bedenken Sie, daß er Sie sorgfältiger beraten kann, wenn Sie nicht in der ersten Semesterwoche kommen. Denn dann häuft sich seine Kundschaft zu sehr.

Einen allgemeinen Ratschlag für das Belegen: in den ersten Semestern sollte man auf jeden Fall solche Vorlesungen belegen, die im nächsten oder übernächsten Semester fortgesetzt werden. Es verschlägt nichts, wenn diese Vorlesung selbst schon eine Fortsetzung früherer Vorlesungen ist.

Es wird, glaube ich, viel zu viel mitgeschrieben in den Vorlesungen. Schreiben Sie mit, wenn Sie annehmen können: das, was hier gesagt wird, steht in keinem der mir zugänglichen Bücher.

Das ist viel seltener der Fall, als manche glauben. Ich bestreite nicht, daß es auch originelle Professoren gibt, keineswegs. Aber auch der bedeutendste Dozent hat in den meisten Fällen einen „Stoff“ zu übermitteln, der in jedem besseren Handbuch steht.

Auf jeden Fall soll der Student denken, bevor er schreibt. Jeder, der an geistigen Dingen beschäftigt ist, kommt in die Versuchung, sich von der eigentlich geistigen Tätigkeit dadurch zu dispensieren, daß er sie in körperliche Arbeit umwandelt. Verwechseln wir also das Studium nicht mit den bürokratischen Veranstaltungen!

Irgendwann werden Sie das Geld aufbringen, um das eine oder andere Buch zu kaufen. Oft werden Bücher gekauft, die es nicht wert sind — auch von Studenten. Vielleicht sprechen Sie einmal mit einem Assistenten und fragen ihn, welche Werke man möglichst besitzen soll.

Sie sollten vielseitig belesen sein. Aber da Sie nicht alles lesen können, liegt viel daran, wie Sie auswählen.

Dabei gilt vor allem: es ist ein bloßes Vorurteil zu glauben, Bücher, die 40 oder 60 Jahre alt sind, lohnten die Lektüre nicht mehr. Es soll hier natürlich nicht behauptet werden, alle Bücher aus dem 19. Jahrhundert seien glänzend. Es wird nur geraten, sich den Geschmack an den Klassikern zu bilden. Die gibt es in jedem Fach. Und in jedem Fach werden sie — bei den Anfängern — durch scheinbar geistreichere, in Wahrheit nur bluffig aufgemachte Schreiber verdrängt. Beurteilen wir also die Bücher nicht nach Umschlag und Datum!

Ebensowenig sollte man die Dozenten nach der Zahl ihrer Zuhörer bewerten. Wenn Sie schon die Universität nicht wechseln können, dann seien Sie dafür um so kritischer. Wer eine andere Hochschule besucht, erfährt bald, daß man nicht überall so denkt wie in Frankfurt. Er wird feststellen, daß oft bedeutende Gelehrte wenig in den Vordergrund treten. Lassen wir uns nicht von Zufälligkeiten gängeln: lesen Sie möglichst früh die Schriften Ihrer Dozenten — aber lesen Sie dazu auch die kritischen Besprechungen in den Fachzeitschriften!

Die vorstehenden Anregungen gelten nicht ohne Ausnahmen. Sie sollen sich gründlich informieren, nachdenken und urteilen — darin besteht das vernünftige Studium. Alles Technische findet sich dann von selbst.

K. Flasch

Deutsch-französisches Studententreffen 1956

Das diesjährige deutsch-französische Studententreffen in Heidelberg findet vom 1. bis 17. September statt.

Veranstalter: Vereinigung deutscher und französischer Studenten zusammen mit dem AstA der Universität Heidelberg.

Teilnahmegebühr: 95,— DM (incl. Verpflegung, Unterkunft und Veranstaltungen).

Nachmittags: Arbeitsgemeinschaften und Rundgespräche mit führenden Persönlichkeiten. Zugesagt haben bisher: Prof. Carlo Schmid, Präsident Holleaux (Cour d'Appel Paris), die franz. Dichter Pierre Emmanuel, Georges Suffer und Jean Duvignaud, Prof. Boyer (Toulouse).

Abends: Kulturelle Veranstaltungen, z. B. Requiem von Mozart, deutsche und französische Barockmusik auf antiken Instrumenten, Orgelkonzerte, Theaterabende, Sommernachtsball auf dem Schloß.

Ausflüge: nach Darmstadt, Odenwald, Schwetzingen. Informationen und Anmeldungen: Büro Dr. Preis, Heidelberg, Anlage 52.



Einige praktische Reisewinke

Der Sparkassen-Reisescheck

schützt Sie vor Geldverlust auf Reisen. Er ist 12 Monate gültig und wird von allen Kreditinstituten im Bundesgebiet und in West-Berlin eingelöst. Die meisten Hotels und Gaststätten nehmen Reiseschecks in Zahlung.

Devisen für eine Auslandsreise beschaffen wir Ihnen zu günstigen Kursen

Bargeld, das Sie nicht mitnehmen, empfehlen wir auf Ihr Spar- oder Girokonto einzuzahlen. Auch Wertsachen sind besser als zu Hause in einem Stahlfach bei unserer Hauptstelle

Neue Mainzer Straße 53

oder den Zweigstellen

An der Hauptwache 3 — Konstabler Wache (Zeil 65 - 69) — Eschersheimer Landstraße 238

Mörfelder Landstraße 214 — Schweizer Straße 22a verwahrt.

FRANKFURTER SPARKASSE
VON 1822 (POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT)

DIE SPARKASSE MIT DEM BIENENKORB

Abbruch-, Erd-, Maurer-, Beton-
Stahlbeton- und Kunststeinarbeiten

KARL HOFMANN II

Ortenberg/Oberhessen

Wilhelm-Leuschner-Straße 36

Telefon 258

Frankfurt am Main

Börsenstraße 3

Telefon 93288

Aufbau des Neubaues

der Lebensmittelchemie und Pharmazie
sowie des

neuen Studentenheimes für die

Johann Wolfgang Goethe-Universität

Zur „Überwindung der Monopole“

Nachdem in der Februar- und Aprilnummer des DISKUS zwei im wesentlichen zustimmende Beiträge zu den Gedankengängen des oben genannten Aufsatzes (Januar-DISKUS) erschienen sind, soll nachfolgend auf einige Widersprüche, Irrtümer und Fragwürdigkeiten in den bisher veröffentlichten Stellungnahmen hingewiesen werden.

1. Eine Forderung, die offene Türen einrennt

Grundsätzlich wird jeder verantwortlich Denkende die Sorge um die Erhaltung oder Schaffung einer möglichst „gesunden“ Gesellschaftsordnung mit dem Verfasser des fraglichen Aufsatzes teilen. Allerdings wird man nicht ohne weiteres allen sozialpolitischen Zielsetzungen, wie der Beseitigung des „arbeits- und mühelosen Einkommens, dieses (angeblichen) Schandflecks unserer Wirtschaftsordnung“, zustimmen können. Hier sei nur angemerkt, daß in der freien Welt, insbesondere in der Bundesrepublik, das System der progressiven Einkommensbesteuerung, inklusive der Erbschaftsteuer weitgehend für eine Nivellierung der Einkommensunterschiede sorgt und natürlich auch die sog. „mühelosen Einkommen“ trifft. Die Forderung nach Beseitigung dieser Einkommensarten rennt also zum Teil offene Türen ein.

2. Unzweckmäßigkeit der Begriffe

Der Verfasser schlägt weiterhin zur Schaffung eines echten Wettbewerbs die Abschaffung der „primären Monopole“, d. h. des sogenannten „Geld- und Bodenmonopols“ vor. „Die Wissenschaft“, so heißt es weiter, „hat die Bedeutung dieser primären Monopole (gegenüber den sekundären, wie den Kartellen und Trusts) erst in jüngster Zeit erkannt.“

Im wissenschaftlichen Sprachgebrauch ist es jedoch keineswegs üblich, die Marktformen auf dem Boden- und Kreditmarkt als „primäre Monopole“ zu bezeichnen. Diese Terminologie scheint nur unter den Anhängern Silvio Gesells, den sogenannten „Freiwirtschaftlern“, üblich zu sein. (Eigenartigerweise ist der Name Gesells in jenem Aufsatz einmal erwähnt, obwohl er unverkennbar seine Gedankengänge wiedergibt.)

Als Monopol bezeichnet man im herrschenden Sprachgebrauch eine Marktform, bei der das Angebot (oder die Nachfrage) in einer Hand vereinigt ist. Von gewisser Bedeutung ist praktisch die Unterscheidung zwischen Einzel- und Kollektivmonopolen. Beispiele für letztere sind die schon erwähnten Kartelle und Trusts. Eine Einteilung in primäre und sekundäre Monopole, wie sie der Verfasser des Aufsatzes vornimmt, ist dagegen nicht üblich.

Auf dem Markt für Bodennutzungen gibt es in der westlichen Welt gegenwärtig fast nirgends Monopole im oben definierten Sinn, also nach herrschendem Sprachgebrauch.

3. Ein Trugschluß

Der Verfasser des Aufsatzes behauptet einen gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen der Höhe der Grundrente und der Höhe des Zinses. „Die Grundrente ... steigt ständig, je mehr die Vermehrung der Kapitalgüter deren Ertrag senkt.“ Und Herr Wulsten formuliert „Sinkt der Zins gegen null Prozent, so steigt die Grundrente gegen unendlich.“

Zins und Grundrente sollen demnach in einer negativen Korrelation stehen. Die beiden Herren sind hier offensichtlich einer sogenannten „Nonsens-Korrelation“ zum Opfer gefallen. Als Schulbeispiel für derartige scheinbare Gesetzmäßigkeiten pflegt man den „Storchennester-Fall“ anzuführen. In Schweden sollen nämlich nach zuverlässigen Beobachtungen die Storchennester im gleichen Verhältnis wie die Geburten abgenommen haben. Sollten die Störche am Ende doch ...?

Ähnlich liegt es hier mit dem scheinbar umgekehrt proportionalen Verhältnis zwischen Grundrente und Zins. In Wahrheit können jedoch Zins und Grundrente gleichzeitig steigen, bzw. ein hohes Niveau haben, wie in vielen deutschen Städten, wo die Preise je qm Baugrund in den verkehrsgünstigen Lagen den Schweizer Preisen kaum nachstehen dürften, während der Kapitalmarktzins gegenwärtig im Inland bei etwa 6% liegt.

Die Höhe der Grundrente ist stets eine Folge guter Verdienstmöglichkeiten, was die Verfasser auch richtig erkannt haben. Die städtische Grundrente ist im Gegensatz zur ländlichen Grundrente ausschließlich Lagerrente, d. h. der Preis für Standortvorteile, was unmittelbar einleuchtet, wenn man an die hohen Umsätze der großen Kaufhäuser, Zigarrengeschäfte usw. denkt.

Es ist nicht recht ersichtlich, welche „verheerenden Folgen“ (Wulsten) durch die hohen Bodenpreise auftreten sollen. Bekanntlich haben Kaufhäuser, die die höchsten Grundrenten zahlen müssen, im allgemeinen die günstigsten Preise. Eine Ausnahme ergibt sich nur für den zum Bau von Schulen, Krankenhäusern und öffentlichen Gebäuden erforderlichen Baugrund. In solchen Fällen haben jedoch die Gemeinden bisher meist von ihren Hoheitsrechten Gebrauch gemacht, indem sie den Bodeneigentümern nur einen niedrigen Preis vergüteten. Die Forderung nach Brechung des „Bodenmonopols“ ist also weitgehend gegenstandslos.

Wenn man von den zahlreichen Zinstheorien, die jeweils besondere Aspekte des Zinses erklären, zunächst absieht, dann ist der Zins der Preis für das in dieser Welt stets im Verhältnis zum Bedarf knappe Kapital. Daß die Knappheit des Kapitals aufhört, wenn der Boden einen hohen Knappheitsgrad erreicht, ist aber durchaus nicht notwendig.

Vermutlich ist diese irrümliche Ansicht auch durch die völlig unrealistische Voraussetzung eines im Zeitablauf wertmäßig unveränderten Sozialprodukts bedingt, denn nur unter dieser Voraussetzung „muß“ der Zins bei steigender Grundrente sinken.

4. Gibt es ein Geldmonopol?

Von einem Geldmonopol könnte man bei unserer Währungsverfassung nur in dem Sinne reden, daß die Zentralnotenbank, die BdL, das alleinige Emmissionsrecht für Notenbesitz und auch die Menge der übrigen Geldarten, vor allem das Giralgeld reguliert. Diesen Sachverhalt meint der Verfasser des Aufsatzes aber offensichtlich nicht, wenn er von einem Geldmonopol spricht. Er hat vielmehr die Möglichkeit im Auge, Geld bei deflationären Tendenzen zurückhalten zu können, bzw. die normalerweise fälligen Ausgaben für dauerhafte Konsumgüter und ggf. auch für Investitionsgüter möglichst lange aufzuschieben in der Erwartung, noch billiger einkaufen zu können.

Auch in diesem Fall ist es wenig glücklich, von einem „Geldmonopol“ zu sprechen. Es ist nämlich nicht so, daß alle Geldbesitzer mit Ausgaben zurückhalten können. Von einem allgemeinen „Streik des Geldes“ kann man also auch kaum reden.

5. Kann ein Zirkulierungszwang Depressionen und Inflationen vermeiden?

Der Verfasser erwartet von der Beseitigung des von ihm so genannten „Geldmonopols“ durch eine Umlaufsicherung des Geldes ein Aufhören der zweifellos in vieler Hinsicht unerwünschten Konjunkturbewegungen bzw. eine anhaltende Vollbeschäftigung bei stabiler Währung. Wenn es tatsächlich möglich wäre, dieses Ziel der sozialen Marktwirtschaft durch eine solche Patent-

lösung zu erreichen, so fragt man sich unwillkürlich, warum noch kein Nationalökonom dieses Ei des Columbus entdeckt hat. Diese Frage liegt um so näher, als die Idee keineswegs so neu ist, wie man bei der Lektüre des Aufsatzes vermuten könnte. Silvio Gesell hat diesen Gedanken schon vor dem ersten Weltkrieg propagiert.

Um zunächst eine positive Kritik an diesem Vorschlag zu üben, sei festgestellt, daß bei einer anhaltenden Deflation, wie sie während der Weltwirtschaftskrise in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts in fast allen Staaten der freien Welt auftrat, die von den Freiwirtschaftlern und auch einigen namhaften Nationalökomen wie Irving Fisher und John Maynard Keynes vorgeschlagene Umlaufsicherung des Geldes, indem man die Bargeldhortung gleichsam besteuert, durchaus eine Maßnahme der Konjunkturtherapie sein kann. Dabei taucht allerdings schon die Schwierigkeit auf, diese Steuer auf den zu erwartenden Fall des Preisniveaus abzustimmen. Wenn dieser „negative Zins“ erheblich geringer ist als der zu erwartende Gewinn aus dem Preisfall, hätte diese Maßnahme wenig Sinn.

Aber auch für den Fall, daß man eine solche Umlaufsicherung technisch und wirtschaftlich erfolgreich durchführen könnte, besteht wenig Aussicht, lediglich durch dieses Mittel eine Depression zu vermeiden, ganz zu schweigen von einer Inflation, bzw. einer Konjunkturüberhitzung.

Der verfügbare Platz erlaubt es nicht, ausführlicher auf das außerordentlich komplexe Phänomen des Konjunkturverlaufs und die wesentlichen Konjunkturtheorien näher einzugehen. Der interessierte Leser kann sich einführend in dem Bändchen „Konjunktur und Krisen“ von Günther Schmolders (Rohwolts Enzyklopädie) oder eingehender in dem Standardwerk „Prosperität und Depression“ von Gottfried Haberle informieren.

In diesem Zusammenhang kann nur festgestellt werden, daß die Erklärung der Krise als dem oberen Wendepunkt des Konjunkturzyklus, der die Depression einleitet, aus der Zurück-



haltung der Geldbesitzer, bzw. aus der Existenz des Zinses in dieser Vereinfachung falsch ist. Eine solche „monokausale“ Theorie vermag bestenfalls einen von zahlreichen Gründen des Konjunkturzyklus anzugeben.

Die Höhe des Zinsfußes ist ja nur ein, wenn auch wichtiger Faktor bei den Investitionsentscheidungen der Unternehmer. Wie die Erfahrung lehrt, nehmen die Krisen ihren Ausgang in der Regel in den Bereichen der Investitionsgüterindustrien und den Industrien der langlebigen Konsumgüter (Wohnungen, Autos usw.). Eine Investition ist nur dann lohnend, wenn sie wenigstens soviel Einnahmen erwarten läßt, daß deren Gegenwartswert den Gegenwartswert sämtlicher Ausgaben deckt.

Selbst, wenn es möglich wäre, zinslose Kredite zu erhalten, kann es geschehen, daß die tatsächlichen Einnahmen die erforderlichen Ausgaben nicht decken. Dies ist dann der Fall, wenn Strukturwandlungen im Bedarf auftreten oder derselbe überschätzt wurde. Eine „Rentabilitätskrise“ wäre also auch bei Fehlen eines positiven Zinssatzes nicht ausgeschlossen.

Die bei solchen Gelegenheiten auftretende Panikstimmung wird häufig von einem allgemeinen Pessimismus begleitet, wie umgekehrt im Aufschwung meist ein übertriebener Optimismus feststellbar ist.

Wenn schon ein Zirkulationszwang für das Geld allein eine Depression bzw. eine Deflation nicht verhindern kann, so versagt diese Methode vollkommen im Aufschwung oder bei der sogenannten „Vollbeschäftigung“. Eine Erhöhung der Umlaufgeschwindigkeit des Geldes würde nicht eine Dauerkonjunktur mit Vollbeschäftigung sichern, wie der Verfasser annimmt, sondern könnte gerade zu einem „boom“ mit nachfolgender Krise beitragen.

Da die westdeutsche Wirtschaft seit einiger Zeit nahezu vollbeschäftigt ist, würde die Erhöhung der Ausgabefreudigkeit durch die kritisierte Methode bedeuten, daß man Öl ins Feuer gießt. Abschließend kann festgestellt werden, daß die „Umlaufsicherung des Geldes“ als eines von mehreren Mitteln bei einer anhaltenden Deflation zur Überwindung der Depression beitragen kann. Keineswegs stellt sie jedoch ein Allheilmittel dar. Vor allem müßte die Ausführung des Vorschlages, die Konsumneigung oder allgemein die Ausgabebereitschaft zu erhöhen, im gegenwärtigen Zustand der westdeutschen Wirtschaft gefährliche Wirkungen zeitigen.

In allen modernen Volkswirtschaften ist nach den Erfahrungen der Jahrzehnte seit dem ersten Weltkrieg auf eine Steuerung der Konjunktur durch den Staat nicht zu verzichten, wenn man eine Wirtschaftsordnung mit weitgehender Freiheit des Individuums aufrecht erhalten will.

„Im Examen

habe ich davon profitiert“

So und ähnlich schrieben uns wiederholt Volks- und Betriebswirte nach bestandem Diplom-Examen bzw. nach ihrer Promotion. Für sie lohnte sich die ständige Lektüre von Deutschlands großer Wirtschaftszeitung während des Studiums.

Benutzen auch Sie diese Möglichkeit. Sie erhalten das

Handelsblatt

Deutschlands große Wirtschaftszeitung

zum Vorzugspreis für Studenten von DM 2,50 statt DM 5,90 im Monat, bei freier Zustellung an die Studien- bzw. Ferienadresse. Auskunft erteilt

VERLAG HANDELSBLATT · DUSSELDORF · PRESSEHAUS

Im gleichen Verlag erscheint:

DER BETRIEB

Wochenschrift für Betriebswirtschaft, Steuerrecht, Wirtschaftsrecht, Arbeitsrecht.

Vorzugspreis für Studierende DM 2,25 (statt DM 5,50)

Die Behauptung, die antizyklische Konjunkturpolitik des Staates sei mit äußerst schädlichen Begleiterscheinungen verbunden, ist stark übertrieben. Richtig ist nur, daß es schwierig ist, den zweckmäßigsten Zeitpunkt für den Einsatz des konjunkturpolitischen Instrumentariums und den Umfang der Maßnahmen (wie öffentlicher Investitionen, der Geld- und Steuerpolitik) zuverlässig zu bestimmen. Trotz dieser Schwierigkeiten kann man den Erfolg der staatlichen Konjunkturpolitik nicht mit dem Beispiel der USA-Wirtschaft zwischen den beiden Weltkriegen ernsthaft bestreiten. (Übrigens hatten die USA nicht, wie in dem Aufsatz behauptet, im Jahre 1941 neun Millionen Arbeitslose sondern 5,56 Millionen Arbeitslose. Diese Ziffer stammt aus der Übersicht in dem Lehrbuch von P. A. Samuelson Volkswirtschaftslehre, 2. Auflage, deutsche Ausgabe 1955, S. 221.)

Die Entwicklung der westdeutschen Wirtschaft ist jedenfalls nicht zuletzt auf die umsichtige Konjunkturpolitik des Staates und der Bank deutscher Länder zurückzuführen.

Herbert Helms

Parteiensozologie

Die Ansicht, daß der Staat nicht mehr als eine riesige Verwaltungsinstitution zu sein brauche, in welcher ein Heer von beamteten Fachleuten Anordnungen mit Perfektion auszuführen habe, ist in Deutschland recht beliebt. Man ist allgemein befriedigt, wenn man weiß, daß ein vernünftiger Mann an der Spitze steht, die Steuern nicht erhöht werden und in der Verwaltung keine Korruption herrscht. Daß dieser beklagenswerte Zustand auch zu belegen ist, zeigt das Buch, das Professor von der Heydte und Karl Sacherl unter dem Titel „Soziologie der deutschen Parteien“ herausgebracht haben. Aber nicht nur von der indifferenten Haltung des deutschen Bürgers gegenüber Staat und Parteien ist die Rede. Darüber hinaus erfährt man in diesem Buche sehr viel Interessantes und Aufschlußreiches über die Struktur der Parteien in der Bundesrepublik. Es ist eine Fülle von Quellenmaterial verwendet worden und nicht nur der Staatsrechtler, sondern auch der Psychologe kommt dabei zu Wort. Wirklich fachmännische Literatur über das Wesen und die politische Bedeutung der deutschen Parteien und des politischen Lebens in der Bundesrepublik überhaupt, ist Mangelware. Schon darum verdient das Buch besonderer Förderung.

Es wäre nur zu begrüßen, wenn viele Studenten sich ein echtes Urteil über die Organe der einzelnen Parteien, die Willensbildung innerhalb der Parteien, über Cliques und Pressure-Groups, über das Verhältnis der Wähler zu den Parteien erarbeiten würden. Das wissenschaftliche Werk, mit dessen Hilfe man diese Aufgabe meistern kann, ist nun erschienen.

Die Autoren haben es verstanden, abwägend und nüchtern die Fragen zu behandeln, Bewertungen und persönliche Auffassungen korrekt und offen zu formulieren.

Allerdings fehlt eine grundsätzliche Stellungnahme zur demokratischen Staatsform, ein persönliches, ethisch wertbares Bekenntnis der Autoren zu dem Staat, dessen Institutionen sie ihre Kritik widmen.

O. S.

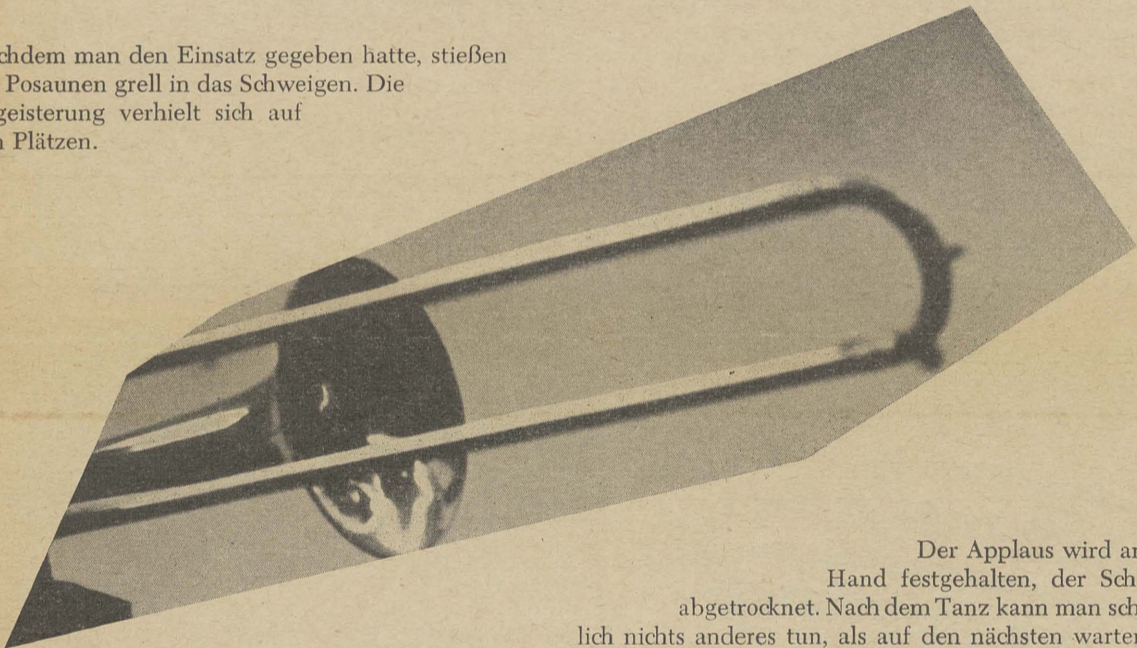
v. d. Heydte-Sacherl: Soziologie der deutschen Parteien, Isar-Verlag, München 1955, Preis 16,80 DM (Leinen).

one,
two,
three,
four,



Jazz-
Festival
Frankfurt
1956

Nachdem man den Einsatz gegeben hatte, stießen die Posaunen grell in das Schweigen. Die Begeisterung verhielt sich auf den Plätzen.



Der Applaus wird an der Hand festgehalten, der Schweiß abgetrocknet. Nach dem Tanz kann man schließlich nichts anderes tun, als auf den nächsten warten ...



Fotos: Robert B. Lebeck



(links) Hier wird dreifach geblasen, bis zur musikalischsten Windstärke. In der Mitte triumphiert der Atem über die Technik.

(rechts) An der Mundform kann man ein Madrigal von einem Spiritual unterscheiden. Das Bild vermittelt nicht mehr.

